

Der Bote aus

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hundt sel. Wwe. in Sattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Bfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Bfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Bänker in Sattingen.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Bfg. die 1 spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Bfg. — Reklamen 50 Bfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ bei der Münch. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Vergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Die Wahlen zum preussischen Abgeordnetenhaus haben sich in der ganzen Monarchie ohne Zwischenfälle vollzogen. In ihrem Ergebnis entsprechen sie den Erwartungen, die nach den Wahlmännerwahlen zu hegen waren. In den Wahlkreisen, in denen Terminwahl stattfand, ging der Wahltag glatt und rasch von statten; da wo Fristwahl anberaumt war, zog sich das Wahlgeschäft bis um 7 Uhr abends hin. In Berlin wurden die freisinnigen Abgeordneten Träger, Cassel, Müller-Sagan und Kopsch wiedergewählt, außer drei weniger bekannten Freisinnigen siegten einige Sozialdemokraten, unter ihnen Rechtsanwalt Liebknecht, ein Sohn des verstorbenen Parteiführers und ebenso scharf in seinen politischen Ansichten wie sein Vater. Augenblicklich verhält er bekanntlich eine längere Festungsstrafe. Die anderen sozialistischen Sieger tragen unbekanntere Namen, Bebel, Singer, Ledebour usw. befinden sich nicht unter ihnen. In den ostelbischen Wahlkreisen sind die sozialdemokratischen Stimmen etwas angewachsen. Das Ergebnis der Wahlen fällt für die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses nicht entscheidend ins Gewicht. Man hatte sich mit dem Resultat der Gesamtwahlen bereits abgefunden, bevor es noch endgültig feststand; zum ersten Male werden ein paar Sozialdemokraten in das preussische Parlament einziehen, sonst bleibt im wesentlichen alles beim alten. Gewonnen haben die Konservativen, das Zentrum und die Freisinnigen, vorwiegend auf Kosten der Nationalliberalen, die um einige Mandate geschwächt ins Abgeordnetenhaus einziehen.

Wie in früheren Jahren, ist auch in der Woche nach Pfingsten kein Tag ohne größere Versammlungen und Kongresse vergangen, auf denen teils die speziellen Berufsinteressen einzelner Stände, teils aber auch Fragen von allgemeiner Bedeutung behandelt wurden, Fragen, mit deren praktischer Regelung wohl schon begonnen wurde, deren abschließende Lösung aber noch in weiter Ferne liegt. So hat sich die internationale kriminalistische Vereinigung in Bosen eingehend mit dem strafrechtlichen Verfahren gegen jugendliche Uebeltäter beschäftigt, der deutsche Lehrertag in Dortmund und der evangelisch-sozialer Kongress in Dessau mit Problemen der Bildung und Erziehung. „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern“, klang es aus Dortmund herüber, „und von Schwestern“, wurde in Dessau hinzugefügt. Dort trat Professor Ratorp (Marburg) für eine allgemeine

Vollschule ein, der jeder sechs Jahre lang angehören müßte, hier Professor Wächter (Lübeck) für eine umfassende Mädchenschulreform, die sich soziale Bildung zum Ziel stellt, und Professor Harnad (Berlin) für Gleichberechtigung der Frau in bezug auf den Beruf unter Berücksichtigung des Unterschieds der Geschlechter.

Zum Fall Eulenburg hatte die Familie des Fürsten bei dem aus den Molitor-Prozessen bekannten Münchener Justizrat v. Bannwitz angefragt, ob er einen Teil der Verteidigung übernehmen wolle, Herr v. Bannwitz hat aber abgelehnt. Die Verteidigung liegt Berliner Blättern zu Folge in den Händen der Justizräte Bronner und Lemmel.

Der Friede im Deutschen Flottenverein ist wiederhergestellt. Der Riß, der die einzelnen Landesverbände von einander trennte, ist beseitigt worden. Die nächste Jahresversammlung des Vereins findet in Bayern statt, die Vereinsmitglieder sind dort heute schon herzlich Aufnahme gewiß. Ueber die grundsätzliche Stellung des Flottenvereins wurde nach längerer Debatte eine Resolution angenommen, in der es heißt: Der Deutsche Flottenverein ist und bleibt ein nationalpolitischer, also vaterländischer Verein, der über den Gegenständen der Parteien und Konfessionen steht, und der daher keinen parteipolitischen Charakter trägt. Um das Verständnis für die Notwendigkeit einer großen Flotte zu stärken, sucht der Flottenverein die Betätigung des Nationalgefühls zu heben. Zur Frage des schnelleren Ausbaus der Flotte nimmt der Verein selbständig Stellung. Bei der Wahl des Präsidiums wurde Fürst Otto zu Salm-Horsmar einstimmig zum Vorsitzenden wiedergewählt. An Stelle des eine Wiederwahl ablehnenden Generals Reim wurde Konteradmiral Weber-Berlin zum geschäftsführenden Vorsitzenden gewählt. Dem General Reim wurde unter dem stürmischen Beifall der Anwesenden ein Dankschreiben überreicht. Seine Ernennung zum Ehrenmitglied des Vereins wird erst durch das Präsidium ausgesprochen werden, das selbstverständlich dem einmütigen Wunsche der Hauptversammlung entsprechen wird.

Gegen die Rußlandreise des Präsidenten Fallieres protestieren die französischen Sozialen, gerade so wie es die englischen Radikalen gegenüber der Fahrt des Königs Eduard nach Reval taten. Von dort ist das Königs-paar übrigens wohlbehalten wieder im Buckingham-Palast von London eingetroffen.

Der englische Kriegsminister Salbanc hielt

eine neue Friedensrede, in der er betonte: Weshalb sollen England und Deutschland sich bekriegen, da beide Völker doch eines Stammes sind! Leider denkt in England nicht jeder so wie Salbanc.

Wie England seine englisch-französische, so hat Spanien jetzt übrigens seine spanisch-französische Ausstellung. Zu ihrer Eröffnung kam König Alfons nach Saragossa und ließ die Stadt durch ein Dekret zur „unsterblichen Stadt“ erklären.

Nachrichten aus Marokko melden vom dem Erfolg, den der Gegenkandidat Mulay Hafid durch seinen Einzug in Fes davongetragen hat, bestätigen aber zugleich auch die Gerüchte von seinem Mangel an Geldmitteln. Man spricht davon, daß die im Januar abgeschafften Steuern wieder eingeführt werden sollen. Buchta ben Bagdadi ist in Fes eingetroffen und von Mulay Hafid empfangen worden. Die Unterhaltung zwischen dem Sultan und seinem Heerführer währte zwei Stunden. Die Nachrichten aus Paris malen alles grau in grau. Kein Wunder; denn ein größeres Fiasco hat die französische Politik seit langem nicht erlebt.

Der internationale Bergarbeiter-Kongress

In Paris nahm einen Antrag auf Schaffung einer Inspektion durch Kontrolleure, deren Mitglieder aus den Reihen der Arbeiter hervorgegangen, von diesen ernannt sein sollen und deren Aufgabe darin bestehen soll, die häufigen Grubenunglücksfälle zu verhüten, an. Der Kongress stimmte sodann unter begeisterten Rundgebetungen dem Antrage der französischen und englischen Delegierten zu, der sich gegen die Kriege ausspricht. Die österreichischen Delegierten lehnten es ab, sich an der Diskussion über diesen Gegenstand zu beteiligen und erklärten, diese Frage gehöre vor einen politischen Kongress.

Die Fragen eines jährlichen Urlaubes für Bergarbeiter und der Einsetzung eines Bergarbeiter-Feiertages überwies der Kongress dem internationalen Komitee. Der Kongress beschloß sodann, im nächsten Jahre in Belgien zu tagen.

Zu dem Punkte: internationale Regelung der Kohlenproduktion führte u. a. Reichstagsabgeordneter Hue aus: Voraussetzung für eine internationale Regelung der Kohlenproduktion ist eine starke nationale Organisation. Voraussetzung ist ferner, daß eine bessere Information zwischen den einzel-

Unter den Löwen.

Novelle von Gerb Harmstorf.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Eine bunte, glänzende Menge bewegte sich in den prachtvollen Sälen und Gemächern des französischen Botschaftspalastes zu St. Petersburg. Einige Mitglieder der kaiserlichen Familie hatten das Ballfest des Botschafters durch ihre Gegenwart ausgezeichnet, und mit ihnen war beinahe alles erschienen, was durch Geburt, Reichthum oder persönliches Verdienst ein Recht erworben hatte, sich den ersten Gesellschaftskreisen der russischen Hauptstadt beizugesellen.

Während in einem der üppig ausgestatteten Salons die Großfürsten Cercle hielten, bald diesen, bald jenen der älteren Gäste durch eine huldvolle Ansprache beglückend, gab sich die junge Welt in dem großen Festsaal rüchhaltlos den Freuden des Tanzes hin. An eleganten Männergestalten in goldstrotzenden Uniformen war ebensovornig Mangel, als an weiblichen Schönheiten in prächtigen Toiletten und im blühenden Schmuck kostbarer Edelsteine. Die jungen russischen Damen machten auch heute ihrem Rufe, die ausdauerndsten und feurigsten Tänzerinnen zu sein, alle Ehre. Wilder und leidenschaftlicher aber wiegte sich kaum eine von ihnen nach den Rhythmen der Musik, als jene neunzehnjährige, dunkelblöde Schönheit, von der, wie man sich erzählte, einer der Großfürsten mit dem Ausdruck aufrichtigen Entzückens vorhin geküßert hatte, daß sie die herrlichsten Augen habe, die er je gesehen.

Seine Hoheit galt für einen Kavaliere, der sich auf solche Dinge verstand, und unter den anwesenden Herren wenigstens war denn auch kaum einer, der in diesem Falle seine Verwunderung nicht geteilt hätte. Wohl mochte es königlichere Gestalten und regelmäßiger Gesicht unter den anwesenden jungen Aristokraten geben, als die Komtesse Xenia Saburaw, sie ihr eigen nannte; die sprühenden dunklen Augensternen aber, die aus dem feinen, pikanten, von wirrem schwarzen Gelock umrahmten Antlitz leuchteten, wurden an Glut und Tiefe von keinem anderen Augenpaar übertroffen, und kein geringschätziges Spitzelgucken, kein mehr oder weniger vernehmlich geäußertes spöttisches Wort minder gezeigter Rivalinnen konnte verhindern, daß Komtesse Xenia beständig von Verehrern umschwärmt und ein Gegenstand zahlloser Bulldiamanten war.

Sie trug ein durch seine Einfachheit auffallendes weißes Kleid und außer zwei großen schwarzen Perlen, die ihre rosigen Ohrringeln zierten, keinen anderen Schmuck, als einige frische Blumen im Haar und am Gürtel. Wie sie die meistumworbene Tänzerin war, so war Komtesse Xenia ohne Zweifel auch die unermüdlichste. Dieser feingliedrige, biegsame Körper mußte stählernen Muskeln haben und an gewaltige Anstrengungen gewöhnt sein.

Ob sie selbst unter den vielen, die sich so eifrig um ihre Gunst bemühten, einen vor seinen Mitbewerbern besonders ausgezeichnete, wäre wohl auch für den aufmerksamsten Beobachter eine ungelöste Frage geblieben. Ihr schien es nur um den Tanz, nicht um die Tänzer zu tun, und der etwas spöttische Klang, den sie und da ihr helles Lachen annahm, wenn einer ihrer Kavaliere besonders angelegentlich auf sie einsprach, mußte vermuten lassen, daß sie sich über die feurigen Schmeicheleien und überhörschwelgenden Versicherungen unbarmherzig lustig machte.

Einen aber gab es doch in dem großen Schwarme, den sie nicht auslachte, sondern dessen Worten sie mit erstem Gesicht und aufmerksamsten Augen lauschte. Es war ein vielleicht fünfundsiebenzigjähriger Herr im goldgeputzten Frack eines Legationssekretärs, ein schöner schwarzhaariger Mann von dem unverkennbaren Typus des Südfrenzoisen. Er hatte sich weniger auffällig an Xenia herangedrängt als viele andere, und er gab ihr durch die Art, in der er sich mit ihr unterhielt, nicht den geringsten Anlaß, ihn zu verspotten. Denn er sprach weder von ihrer Schönheit noch von der Grazie ihres Tanzes oder ihrer bewundernswürdigen Gastfreundschaft; er sprach vielmehr ausschließlich von ganz anderen, fernliegenden Dingen, aber er tat es in der geistvollen Weise eines klugen, feinsinnigen Mannes, und Xenia mußte an seinem Geplauder wohl Gefallen finden, da eine Menge rascher und lebhafter Fragen unzweideutig ihre Teilnahme verriet.

Die Musik verstummte, und der Franzose, der zuletzt mit Xenia getanzt hatte, machte Miene, sie zu einem der nächsten Seffel zu führen. Aber die Komtesse schüttelte ablehnend den Kopf.

„Lassen Sie uns ein wenig promenieren, Marquis de Villiers! Ich fürchte mich vor dem faden Geschwätz, das ich sonst während der ganzen Dauer der Tanzpause über mich ergehen lassen müßte.“

Der Legationssekretär lächelte. „Sie urteilen sehr hart über unsere jungen Leuten, Komtesse.“

„Ja, das ist es eben. Bienenwicht würden sie ihren D... viel eher erreichen, wenn sie sich etwas weniger Mühe gaben. So aber fange ich jedesmal an, mich in meine litauischen Wälder zurückzusehen, wenn ich genötigt war, ihnen ein paar Stunden lang zuzuhören.“

„Sind die Kavaliere dort so viel amüsanter, als hier in St. Petersburg?“

Xenia machte eine beinahe heftig verneinende Gebärde. „Gewiß nicht! Aber man kann ihnen aus dem Wege gehen. Man bedarf ihrer dort glücklicherweise nicht, um sich zu unterhalten.“

„Und womit, wenn es erlaubt ist zu fragen, unterhalten Sie sich daheim auf dem Lande?“

„Womit? Nun, mit Reiten, Schießen und Jagen. O, wir haben da durchaus keinen Mangel an Zerstreuung. Es gibt noch Wölfe genug auf Terezezewice — und auch Haren! Haben Sie schon einmal auf einen Haren gejagt, Marquis?“

„Ich hatte bisher keine Gelegenheit dazu, denn ich bin ja erst wenige Monate in Rußland. Aber ich wünschte mir's freilich. Es muß ein eigenartiges und aufregendes Vergnügen sein.“

„Es ist herrlich!“ rief Komtesse Xenia mit leuchtenden Augen, „vorausgesetzt, daß man es mit so alten und erfahrenen Burschen zu tun hat, wie sie noch in hübscher Zahl drunten in unseren Wäldern haufen. — Sie sollten einmal zu uns kommen! Ich will mich dafür verbürgen, daß Sie ein paar Kapitalselle als Jagdtrophäen mit nach Petersburg zurückbringen.“

Er sah sie an, und als ihre Blicke sich begegneten, mochte Xenia Saburaw in dem feinen zum erstenmal etwas lesen, davon ihr sein ruhiges, unbefangenes Benehmen bis jetzt nichts verraten hatte.

„Wirklich, Komtesse?“ fragte er, „und darf ich diese lebenswürdige Aufforderung ernsthaft nehmen? Vor einer Stunde erst hatte Ihr Herr Vater die Güte, mich durch die gleiche Einladung zu erfreuen. Aber ich würde Bedenken getragen haben, ihr Folge zu leisten, solange ich nicht sicher war, daß sie auch Ihre Zustimmung habe.“

Wenn Gaston de Villiers zum Mißtrauen geneigt gewesen wäre, so hätte er in dem flüchtigen Blicke der feinen Mundwinkel vielleicht etwas wie ein Bedauern Xenias über ihre vorigen, allzu raschen Worte gelesen. Aber es wäre ihm allerdings kaum Zeit geblieben, derartiae Vermutungen weiter

ten Ländern stattfindet, als wie bisher. Wir können konstatieren, daß wir insbesondere von Belgien und Frankreich fast ganz in Unkenntnis gehalten werden, sodaß wir von den in diesen Ländern ausbrechenden Streiks fast regelmäßig übersehen werden und daher gar nicht in die Lage kommen, eine geeignete Aktion vorzubereiten. Vorbedingung zur Durchführung einer solchen gemeinsamen Aktion ist, daß man in den einzelnen Ländern nicht eher einen großen nationalen Streik beginnt, bevor man sich mit den anderen Nationen durch Vermittelung des internationalen Komitees ins Einvernehmen gesetzt hat. Solange das nicht geschieht, haben alle diese Redereien keinen Zweck. Ich hätte gewünscht, daß der belgische Kamerad mitgeteilt hätte, woher der belgische Antrag kommt. Er ist entstanden aus der Lage darüber, daß England und Deutschland in Belgien außerordentlich billige Kohlen anbieten und dadurch der belgischen Bergarbeiter das Brot aus der Hand schlagen. Deutschland kommt als Ausfuhrland mit 6 Prozent der Produktion nur wenig in Betracht. England dagegen führt 25 bis 30 Prozent aus. Es wäre also zunächst Sache der britischen Kameraden, zu erklären, ob sie geneigt sind, dafür zu sorgen, daß im Falle eines Streiks diese Ausfuhr aus Großbritannien nicht überschritten werde. Darüber verlange ich von den britischen Kameraden eine klipp und klare Antwort, die wir bisher auf den Kongressen vermisst haben. Im übrigen bin ich der Meinung, daß die Frage der internationalen Regelung der Kohlenproduktion Sache des internationalen Komitees ist, die nicht in der Öffentlichkeit des Kongresses behandelt werden sollte. Ich empfehle deshalb die Resolutionen dem Komitee zu überweisen, damit dieses ein Reglement ausarbeitet und Mittel und Wege zur Lösung der Frage sucht, bevor ein Kampf ausbricht. (Lebhafte Zustimmung bei den Deutschen und Österreichern.)

Das Heldenstück des Politikers.

Eine der dramatischsten Szenen, die das an Aufregungen so reiche politische Leben in den Vereinigten Staaten bisher gezeitigt hat, ereignete sich am letzten Donnerstag im Senate des Staates New York, als der sterbensranke Senator Föller von seinem Arzt und seinem geistlichen Berater unterstützt, in den Saal schwannte, um seine Stimme für ein Gesetz abzugeben, durch das die Wetten bei den Rennen verboten werden. Drei Wochen nach einer lebensgefährlichen Operation infolge einer Blinddarmentzündung, verließ er das Krankenbett und reiste in einem Sonderzug sechzig englische Meilen nach Albany; es kam alles auf seine Stimme an, da sonst Stimmengleichheit eingetreten wäre. Obwohl die Ärzte ihm gesagt hatten, daß die Reise nach Albany ihm den Tod bringen könnte, hatte er auf seinem Vorhaben bestanden; auf der Fahrt schwebte er zwischen Tod und Leben. Die Gegner des Gesetzes, die die Bulletin über seinen Zustand lasen, erklärten triumphierend, daß nur ein Wunder ihm die nötige Kraft zur Stimmabgabe erhalten könnte. Als die Sitzung eröffnet wurde, war alles in höchster Spannung. Auf den Galerien saßen dicht gedrängt Männer und Frauen, die Korridore waren mit Zuschauern überfüllt. In diesem Augenblick traf die Nachricht ein, daß die Ärzte sehr zweifelhaft wären, ob Föller das Kapitol erreichen könnte, da ihn eine furchtbare Uebelkeit überfallen hatte und er ohnmächtig geworden war. Die Namen der Abgeordneten wurden aufgerufen, Föller fehlte. Die Abstimmung begann, und die Opposition wurde immer hoffnungsvoller, als sich langsam die Tür öffnete und der Senator von seinem Arzt und seinem Geistlichen zu seinem Sitz geschleppt wurde. Sein Kopf hing kraftlos herab, sein Gesicht war freibleich, und die Augen starrten ins Leere, obwohl er starke Reizmittel genommen hatte; aber die Zuhörer auf den Galerien brachen in begeisterte Zurufe aus, als sein Name aufgerufen wurde und er mit einem schwachen „Ja“ antwortete. Das erste Gesetz wurde angenommen. Da versuchte die Opposition eine neue Taktik. Da sie wußte, daß je länger Föller in dem Saale bleiben mußte, es immer wahrscheinlicher wurde, daß er wieder in Ohnmacht fallen würde, machte sie von der Erlaubnis Gebrauch, daß jedes Mitglied seine Abstimmung in einer kurzen Rede begründen könnte. „Das ist unmenschlich“, rief ein Senator. Föller wurde in einen Vorraum gebracht, wo man ihm neue Stimulantien gab. Endlich kam es zur zweiten Abstimmung, und als die Reihe an ihn kam, war Föller wieder zur Stelle

nachzugehen, denn schon in der nächsten Sekunde erwiderte sie mit ruhiger Freundlichkeit: „Die Freunde meines Vaters sind selbstverständlich auch mir willkommen. Wir reisen schon in der nächsten Woche nach Litauen zurück, und ich vermute, daß wir bald sehr viele Gäste haben werden. Wenn es in Wahrheit Ihre Absicht ist, uns zu besuchen, sollten Sie noch vor Ablauf des Monats kommen, ehe alle Fremdenzimmer unseres Hauses besetzt sind.“ „Ich werde mich einfinden“, versicherte er, „es sei denn, daß mein Chef die Grausamkeit hätte, mir den ersten Urlaub zu verweigern, den ich von ihm erbitte. Und ich habe ihr Versprechen, Komtesse, daß wir gemeinsam auf Wölfe und Bärenjagen werden.“ „Ja“, erwiderte sie, doch diesmal ohne ihn anzusehen. Und noch ehe er dann eine weitere Frage hatte an sie richten können, wurde ihr Gespräch durch den Zutritt eines hochgewachsenen, weißbärtigen Herrn unterbrochen, dessen stark gerötetes Antlitz ebenso wie die zusammengekniffenen, in verärgertem Glanze schimmernden Augen vermuten ließen, daß er dem Champagner des Wirtshausers bereits mader zugeprochen habe. „Bei Gott, Marquis“, rief er mit etwas schwerer Zunge, „man versteht es in St. Petersburg doch noch immer, sich zu amüsieren. Aber man hat diese schöne Kunst zum Glück auch fern von der Hauptstadt noch nicht ganz verlernt. Und ich lasse Sie nicht frei, ehe Sie mir Ihr Wort gegeben haben, in Terezejewitz die Probe darauf zu machen. Wir haben zwar keine Brunnfälle wie diese hier, aber der Wein in meinem Keller ist darum nicht schlechter als der irgend eines Gejanten, und unter meinen Nachbarn gibt es charmantere Leute, in deren Gesellschaft bisher noch niemand vor Langlebigkeit gestorben ist.“ Gaston de Villiers beugte sich, dem Grafen Saburum mitzuteilen, was soeben zwischen der Komtesse und ihm verabredet worden war. Mit jener überschwenglichen Herzlichkeit, deren bei so geringfügigem Anlaß eben nur ein Russe fähig ist, schüttelte der Graf ihm beide Hände, wieder und wieder versichernd, daß der Marquis ihm willkommen sein würde wie ein Sohn, und daß der Tag seiner Ankunft ein Festtag sein würde auf Terezejewitz.

und hauchte sein „Ja“. So war das Gesetz durchgebracht, und das Gefühl der Befreiung wirkte so stark, daß er sich zusehends erhob. Er wurde in ein Hotel gebracht und die Ärzte haben jetzt die Hoffnung, sein Leben erhalten zu können.

Es war während einer Reise Franz Josefs durch Ungarn.

In Pestbemet hatten sich mehr als zweihundert Bittsteller zur Audienz anmelden lassen. Von der Unmöglichkeit überzeugt, alle Betenden der Reihe nach empfangen zu können, ließ der Kaiser durch seinen Adjutanten sagen, er werde in den Hausflur hinabkommen, um dort die Bittschriften in Empfang zu nehmen. Und so geschah es denn auch: der Monarch erschien u. nahm die verschiedenen Gesuche entgegen. Unter den Bittstellern befand sich auch ein junges Mädchen, dem man die Jagd, wie den Kummer deutlich von den blassen Wangen und dem betrübten Gesichtsausdruck absehen konnte. Zweimal hatte sie bereits versucht, sich dem Kaiser zu nähern, war aber immer wieder durch die anderen zurückgedrängt worden und schien nun unklüßig, ob sie es überhaupt wagen sollte, heranzutreten und ihr Anliegen vorzubringen. Doch das scharfe Auge des Kaisers hatte die Jünglinge allerdings wahrgenommen. Zitternd und auf das Feststeigende bewegt, sank das Mädchen vor dem Kaiser in die Knie, indes unaufhaltsam hervorstrebende Tränen ihre Wangen benetzten. Gerührt hob der Monarch die Hände auf, einige glütige Worte an sie richtend, um ihr Mut und Vertrauen einzufößen. Doch dauerte es eine geraume Weile, bis die Bittstellerin sich soweit gefaßt hatte, um die rechte Sprache für ihr Anliegen zu finden. „O Majestät, ich erbitte mir die größte Gnade, welche bisher gewährt worden.“ — „Sie erschrecken mich,

denn vielleicht verlangen Sie etwas von mir, was ich unter keiner Bedingung gewähren könnte.“ — „Dem Kaiser ist alles möglich!“ fuhr das Mädchen fort. „Es ist das Glück meines ganzen Lebens, das ich von Euer Majestät erflehe.“ — „Ich will es Ihnen gerne geben, wenn dies allein von mir abhängt.“ — „Gewiß von einem einzigen Wirt, und Euer Majestät können es aussprechen. Ich liebe einen Offizier, jung, brav und schön, so schön.“ — „Weiter, weiter“, rief der Kaiser, als die Bittende einen Augenblick stockte. — „So schön wie Euer Majestät selbst. Und ich müßte vor Herzeleid sterben, wenn ich diesen Offizier nicht heiraten dürfte.“ — „Sie sind viel zu jung und zu hübsch um zu sterben. Da ist es ja doch besser, wenn Sie bald Hochzeit machen.“ — „O, freilich, aber eben dazu brauchen wir des Beistandes Euer Majestät.“ — „Meines Beistandes? Wieso?“ — „Er hat kein Vermögen, soll jedoch eine Kaution von sechstausend Gulden erlegen. Auch ich besitze nichts als mein Vertrauen zu unserem glütigen Kaiser.“ — „Ihr Vertrauen soll nicht unbelohnt bleiben. Es fragt sich nur das eine: Liebt der Offizier Sie auch, an dem Sie so sehr hängen?“ — Seine Liebe zu mir hat mir allein den Mut gegeben, mich Euer Majestät mit meinem Anliegen zu nähern.“ — „Nun wohl; so kann ich mir noch sagen: Heiraten Sie sich und seien Sie glütlich miteinander.“ — „Mein Bräutigam braucht also die vorgeschriebene Kaution nicht zu erlegen?“ — „Davon kann ich ihn allerdings nicht dispensieren. Sie wissen, das Gesetz steht über dem Kaiser; aber ich werde die Sache schon auf irgend eine schließliche Weise in Ordnung bringen.“ — Und das geschah.

Im chinesischen „Hotel.“

In seinem interessanten Reisewerte „Von Peking nach Mandalay“, das soeben in London erschienen ist, gibt

Der Huldigungs-Festzug in Wien.



Der Festzug ist in jeder Hinsicht glänzend verlaufen. Die Teilnahme des Publikums war musterhaft und es herrschte vollkommene Ruhe und Ordnung. Das prachtvolle Wetter begünstigte die Veranstaltung, ohne daß die Sonne allzu drückend fühlbar wurde. Das Sanitätsdepartement verzeichnete nur 400 Krankmeldungen, durchwegs Ohnmachtsanfälle leichter Natur und zwei Knochenbrüche. Kaiser Franz Josef nahm mit der gesamten kaiserlichen Familie die Huldigung entgegen. Die Spitze des Zuges bildete Kaiser Rudolf von Habsburg an der Spitze seines Herbaumes, zweifellos die imposanteste Gruppe des Zuges, die in ihrer Wirkung auf das noch

nicht durch andere Bilder in Anspruch genommene Interesse der Zuschauer von durchschlagender Wirkung war und die wir deshalb auf dem Bilde festgehalten haben. Die Gestalt König Rudolfs in historisch getreuer Mäntel und Gewandung vom Grafen August Elly hoch zu Ross dargestellt, wirkte imponierend. Von Knappen begleitet zog eine lange glänzende Schar Ritter zu Pferde vorüber. Es waren die Vertreter jener Adelsgeschlechter, die ihre Stammbäume bis in die Zeit der ersten Habsburger zurückzuführen vermögen. Vierundzwanzig österreichischer Adelsgeschlechter.

Als bald nachher Vater und Tochter für wenige Sekunden Gelegenheit hatten, unbelauscht und unbeobachtet miteinander zu sprechen, sagte die Komtesse mit unmutig blühenden Augen und mit einem leichten Beben der Stimme, das ebensoviel ein Ausdruck des Jornes als des Schmerzes sein konnte: „Wie konntest du den Marquis einladen, wenn es doch seine Absicht ist, daheim das alte Leben wieder aufzunehmen? Glaubst du wirklich, daß er an deinen „charmanten Nachbarn“ Gefallen finden könnte?“

Ein gutmütiges Lächeln verklärte das rosigge Antlitz des Grafen. „Weshalb in aller Welt sollten sie ihm nicht gefallen, mein Kleind? Falls sie aber in der Tat nicht ganz nach seinem Geschmack sein sollten, so wird es, wie ich meine, immer noch jemand im Hause geben, dessen Gesellschaft kein Bedauern über den kleinen Ausflug in ihn aufkommen läßt. Meinst du nicht auch, mein Töubchen?“

Ein sprühender Blick aus Kenias dunklen Augen war die einzige Antwort, die ihm zu teil wurde. Dann wandte die Komtesse ihrem Vater den Blicken, um sich leidenschaftlicher noch als zuvor dem Vergnügen des Tanzes hinzugeben.

2. Kapitel.

Nun war schon der dritte Morgen auf Schloß Terezejewitz angebrochen, und noch immer konnte Gaston de Villiers des Staunens kein Ende finden über all das Seltsame und Befremdliche, das ihn hier umgab. In mehr als vierstündiger Fahrt hatte der Schlitten, den er am Bahnhof vorgefunden, ihn von der nächstgelegenen Station auf die Festung des Saburums gebracht, und sein Empfang war wenigstens von seiten des Gutsheeren ganz so warm und herzlich gewesen, als der Graf es ihm auf dem Ballfest des Wirtshausers versprochen hatte. Die Vorstellung aber, die sich der Legationssekretär von der Residenz der schönen Komtesse Kenia gemacht haben mochte, war durch die Wirklichkeit sehr wesentlich berichtigt worden. Wohl mochte das Herrenhaus von Terezejewitz der einst ein gar stattlicher und vornehm wirkender Bau gewesen sein, doch die Tage seines Glanzes waren längst vorüber, und in einzelnen Teilen glückte es tatsächlich viel mehr einer Ruine,

als einem von seinen Eigentümern bewohnten Herrenstift. In großen Stücken war überall der Putz von den Mauern gefallen; schief und unbeweglich hingen die verwitterten hölzernen Fensterrahmen in ihren rostigen Büchern, und die beiden gewaltigen Sandsteintürme vor dem Portal waren vom Zahn der Zeit so unbarmherzig benagt worden, daß ihnen weder Köpfe noch Schwänze geblieben waren.

Sicherlich war mehr als die Hälfte des weitläufigen Gebäudes in den Wintermonaten zu Wohnungen ganz ungeeignet, und Graf Saburum, den der traurige Zustand seines Schlosses übrigens durchaus nicht in Verlegenheit zu setzen schien, hatte dem jungen Gaste denn auch gleichsam entschuldigend mitgeteilt, daß er im nächsten Frühjahr einem großartigen Umbau vorzunehmen gedachte.

Je mehr Gelegenheit aber sich dem Marquis zu weiteren Beobachtungen darbot, desto lebhafter Zweifel an der Glaubwürdigkeit dieser Versicherung mußten sich ihm aufdrängen. Hier befand sich ohne Zweifel alles im tiefsten Verfall, und wenn Graf Saburum wirklich die Mittel besaß, diesen Verfall aufzuhalten, so hatte er jedenfalls unverantwortlich leichtfertig gehandelt, indem er das Rettungswort so lange hinausgeschob. Das Fremdenzimmer freilich, das man dem Besucher eingeräumt hatte, ließ an Bequemlichkeit und Behagen nichts zu wünschen übrig. Es war mit gutem Geschmack möbliert, und in den beiden altersschwarzen Gemälden, die eine der Wände schmückten, entdeckte Gastons kundige Augen bei näherer Prüfung sogar wirkliche Kunstwerke.

Wiel unangenehmer, als durch die mittelalterswürdige Beschaffenheit des Schlosses, war der Marquis durch den Umstand enttäuscht worden, daß Komtesse Kenia bei seiner Ankunft nicht auf Terezejewitz weilte.

„Sie ist auf einem Nachbargute zu Besuch“, hatte ihm Graf Saburum auf seine Frage mit einem kleinen Anfluge von Verlegenheit erklärt, „aber ich denke, sie wird morgen oder übermorgen zurückkehren, und es wird mir hoffentlich gelingen, Ihnen bis dahin die Zeit zu vertreiben.“

Da Gaston seinen Gästen den Termin seines Eintreffens schon vor einer Woche mitgeteilt hatte, kühlte er sich

N. J. Johnston eine interessante Schilderung des chinesischen Hotelwesens und der Herbergen, auf die der Reisende, der in das Innere des himmlischen Reiches eindringt, angewiesen ist. „Wenn ich in China einen Raum erlange, der bescheiden ausgelegt ist, der einen hölzernen Fußboden besitzt, der unter meinen Füßen nicht zerbricht, und Mauern, die keine Löcher haben; wenn dieser Raum einen feststehenden Tisch enthält, einen unzerbrochenen Stuhl und ein Fenster, das erst kürzlich neu mit Papier beklebt wurde und wenn das Ganze nicht allzusehr den widerlichen Geruch von Opium ausströmt; wenn dieser Raum nicht unmittelbar an den Ställen liegt oder in einen Hof führt, in dem Küchenabfälle und Unrat wenigstens halbwegs zusammengekehrt sind und in dem verirrte Schweine und hordenlose Hunde ihr Wesen treiben — dann kann man in China das Schicksal preisen, das einem in ein Hotel führte, das man als ausgezeichnet ansehen muß.“ Diesen Verhältnissen entspricht natürlich auch die Möblierung der Räume, die an Primitivität schwerlich überboten werden kann. Der Hauptgasträum ist gewöhnlich mit einem Tisch und einigen Stühlen ausgerüstet. Die Wände sind entweder nackte Steine oder Ziegel, oder sie bestehen aus Latten und Mörtel. Bisweilen kommt es vor, daß die freudlose Eintönigkeit dieser Innenräume durch einige Bilderrollen belebt wird, deren groteske Zeichnungen und grelle Farben einen seltsamen Kontrast bilden zu der Monotonie ihrer Umgebung. Waschtische, Toiletentische oder Wandbretter, Schränke und Garderobenständer sind als überflüssige Luxusartikel unbekannt und auch die Schlafgelegenheit läßt für den Europäer manches zu wünschen übrig. Denn nicht auf weichen Sprungfedern oder Koffhaarmatratzen liegt man hier gebettet, nicht auf Linnen oder Seiden; in Nordchina wird das Bett, das sog. Tang, — aus Backstein und Lehm „gebaut“, und in den wärmeren Regionen besteht es aus einigen Brettern, die auf Holzböden liegen. Der Europäer ist daher bei seinem Reisen darauf angewiesen, ein Feldbett mit sich zu führen und dies bildet auch einen Hauptbestandteil selbst der bescheidensten Reiseausrüstung. Wenn dies aber schon die guten und besten Herbergen sind, so mag man sich ungefähr vorstellen, was den Reisenden in den Herbergen „zweiten Ranges“ erwartet. Ein unratbedeckter Lehmbooden, in dem allerlei Abfälle umherliegen, Fenster, deren Papier längst abgerissen ist (denn Glas wird selbstverständlich nicht verwendet), Tische, auf denen man erst dann essen kann, wenn man sie mit Papier bedeckt und ihre Hinfälligkeit durch allerlei Stützen künstlich verringert. Deden, an denen die Spinnweben seit Generationen sich angesammelt haben und dünne Lehmwände, in die neugierige Passanten durch einen einfachen Fingerdruck unzählige Löcher gestoßen haben. Ueber den Boden und über die Wände kriechen ekelhaft aussehende schwarze Insekten, die mit Einbruch der Dunkelheit aus tausend Winkeln in Scharen hervortreten und über das Eßgeschirr und die Tassen herfallen. Die Beleuchtung bestreitet eine primitive kleine Lampe, die von ranzigem Öl gespeist wird. Dabei sind diese Herbergen in den größeren Städten weitläufiger und unheimlicher als in den kleineren Dörfern, wo der geringere Reiseverkehr geringere Anhäufungen von Abfällen und Schmutz hinterläßt. Im allgemeinen ist es besser, die Reise jeweils zu einem Dorfe fortzusetzen, als in einer der größeren Städte Quartier zu nehmen, wo zudem Scharen zudringlicher Neugieriger den Fremden belästigen und verfolgen, sobald er die vier Wände seines „Hotels“ verläßt.

Humoristisches.

„Was würden Sie tun“, fragte der aufgeregte Politiker, „wenn eine Zeitung Sie einen Vagner und einen Dieb hieße?“ — „Nun“, sagte der Rechtsanwalt, „ich an Ihrer Stelle würde es ausnobeln, ob ich mich bessern oder den Redakteur verprügeln wollte.“

Durch die Abwesenheit Kemas verlegt. Denn er war einzig ihretwegen gekommen, und er konnte es gewiß nicht als ein ermutigendes Zeichen nehmen, daß sie es nicht einmal für notwendig gehalten hatte, ihn zu empfangen. In seinem Benehmen aber ließ er natürlich nichts von seiner Verstimmlung merken und ging mit weltmännischer Höflichkeit auf Saburons Bemühungen ein, ihn zu zerstreuen. Auf einer langen Spazierfahrt, die sie im offenen Schlitten machten, lernte er die Schönheit der unvollständigen litauischen Forsten kennen, und wenn er auch vorherhand noch keiner Wölfe und Bären anständig wurde, so schenkte er doch willig der Versicherung seines Begleiters Glauben, daß ihm noch mehr als eine dieser Bestien vor den Schuß kommen würde. Sie passierten eine Anzahl armlager Dörfer und vereinzelte Niederlassungen, eheverbiest begrüßt von den melancholisch dreinschauenden Bewohnern, an denen sie vorüberführten.

„Als mein Vater sein Erbe antrat“, sagte Graf Saburon bei einer solchen Gelegenheit mit schwermütigem Anflug, „war dies alles sein Eigen: die Wälder, die Dörfer und die Menschen — beinahe dreitausend Seelen! Es war doch eine bessere Zeit als die heutige, mein lieber Marquis, und wir Edelleute haben wenig Ursache, dem Zar-Verfeier für die Aufhebung der Leibeigenschaft dankbar zu sein.“

Über die kleine Umwandlung einer trübten Stimmung ging schnell vorüber, und als sie nach Einbruch der Dunkelheit auf das Schloß zurückgekehrt waren, hatte Gaston de Villiers voll auf Gelegenheit, zu erfahren, wie man sich trotz aller schlechten Zeiten auf einem litauischen Herrensitze zu amüsieren versteht. Hell erleuchtete Fenster blinkten ihnen traulich schon von weitem entgegen, und als sie die knarrende Treppe erkliegen, schlug ein lautes Durcheinander von Gläserklang und fröhlichen Männerstimmen an ihr Ohr.

„Dachte ich mir's doch, daß sie mich heute noch überfallen würden — die Spahibegel!“ lachte Saburon. „Nun, um so besser, dann werden Sie unsere kleinen ländlichen Zerstreungen gleich am ersten Abend kennen lernen und ich hoffe, sie werden Ihnen nicht mißfallen.“

(Fortsetzung folgt.)

Poetische Wochenplauderei.

In Preußen ist jetzt groß Geschrei, Seitdem die Wahl vorüber, Denn, wie bekannt, gab es dabei Auch manchen Nasenstüber. Die Sozi zieh'n in's Parlament! Wer konnte denn das ahnen, Es seufzt das Haus, der Präsident, Verhüllet steh'n die Fahnen! Wo alles sozialistenrein, Geht das Jodeln jetzt flöten, Man drängt sich mit Gewalt hinein, Das Rot macht uns erröten! Das Wahlrecht brachte uns den Streich Damit die böse Sieben, Jetzt sitzt der Hecht im Karpfenteich Und wütet nach Belieben! Was man durch Zahlen nicht erreicht, Wird man sich jetzt erbeiden. Und eh' man aus dem Felde weicht, Wird man sich stark befleiden. Der Reichstag lehrt uns schon genug, Nun kann man's zwiefach haben, Im purpurroten Geistesflug Kann man sich gründlich laben! Rund ist die Welt und muß sich dreh'n, Kennst du die alte Weise? Nie wird man stets im Takte geh'n, Oft kommt man aus dem Gleise. Doch weise und bedächtig sein Soll man in allen Dingen, Und war man das von vornherein, Wird's Werk nachher gelingen. Drum sei man jetzt auch auf der Hut, Wo rings die Wogen gehen, Damit beim Ansturm von der Flut Wir fest bei Fuße stehen. Denn oft die Hüften sich, Mag's auch von Norden wüten, Wenn frei und unerschütterlich Die deutschen Wägen blühen. Nicht wollen wir nach außen hin, Allein die Blide richten, Nach innen möge unser Sinn, Sich mehr und mehr verdichten. Erst wenn wir selbst mit starker Hand Und auf die Beine bringen Und lösen allen Widerstand, Dann muß das Werk gelingen. Nicht durch die Brille der Partei Soll man die Dinge sehen. Die Blide sollen frank und frei Aufs große Ganze gehen. Wenn jeder dieses Ziel erstrebt Muß alles wohl geraten, Nur nicht an Kleinlichem geklebt! Nicht Reden, sondern Taten! Drum auf, ihr Herrn im Parlament, Du deutsches Volk nicht minder, Die Stärke liegt im Fundament, Das ist der Ueberwinde! Drum drauf und dran, hoch dem Gebot Laß ab vom Trivialen, Dann geht vorüber alle Not, Dann wird die Sonne strahlen!

Allerlei.

Das deutsche Lied. Der nach Deutschland reisende Chor des Brooklyner „Arion“ gab im Weißen Hause in Washington vor dem Präsidenten Roosevelt, den Mitgliedern der Regierung und vielen höheren Offizieren ein Abschiedskonzert. Der Präsident spendete den Vortragenden herzlichen Beifall und gab wiederholt in deutscher Sprache seiner Anerkennung über die Pflege des deutschen Liedes Ausdruck.

Ein Reichsgraf vor Gericht. Vor der Berliner Strafkammer begann am Montag die Verhandlung gegen den 30-jährigen österreichischen Reichsgrafen Arx zu Vasegg und die wegen Kupperei zu Zuchthaus verurteilte Frau des Oberförsters Lewandowski. Beiden werden Hochstapeleien zur Last gelegt. Der Graf versuchte durch eine reiche Heirat aus seinen Geldschwierigkeiten herauszukommen. Mehrmals war er unschuldigerweise in Zechprellereien verwickelt. Die Angeklagte Lewandowski gibt an, die Tochter eines Offiziers zu sein und 23 Geschwister gehabt zu haben. Sie war einst Hausdame der Gräfin Waldersee und dreimal verheiratet; in erster Ehe mit einem 24-jährigen Millionär, von dem sie verlassen wurde.

Wachsfigurenkabinett, Liebe und Revolver. Wie reimt sich das zusammen? Sehr schlecht, so daß die Folge eine Verhandlung vor der Berliner Strafkammer war. Die Besitzerin eines Wachsfigurenkabinetts hatte ihre Liebe einem zwar zehn Jahre jüngeren, aber recht wackeren Musiker geschenkt. Alles ging gut, bis ein Neger den Lebenspfad der Frau kreuzte. Der Schwarze war ein vortrefflicher Flötist und rührte mit seinen Tönen das Herz der Liebebedürftigen so sehr, daß der Pistolenbläser verabschiedet wurde. Der brütete Rache und schoß eines Tages zwei Angeln auf die Treulose ab, die dabei ihre Zähne zumit einbüßte. Der schwarze Galan und das Publikum richteten den Revolverhelden übel zu und zum Ueberflus gab's noch eine Anklage. Das Gericht erkannte auf 2 Jahre 6 Monate Gefängnis.

Die Dackthulbrände in Berlin nehmen kein Ende. Die städtische Feuerlozietät hat durch die Brandstiftungen bereits einen Verlust von etwa 600 000 Mk. erlitten. Auch der Berliner Feuerwehr erwachsen große

Ausgaben und der Gesundheitszustand ihrer Mannschaften hat sich sehr verschlechtert.

Gemütlichkeit im Zeitungsbetrieb. Der „Zeitungsvorlag“ findet in dem in Gehirnen wachsenden Blatt „Der Zoller“ folgende „Vertrauliche Mitteilung“: Ein Seher unserer Druckerei hat Reikhaus genommen; er hat sich ein Fräulein genommen und wird erst nach der Hochzeit wiederkommen. Reacht hat er gehet! Bitte um Nachsicht, wenn wir weniger leistungsfähig sind.

Ein Drama auf der Elbe. Der Kaufmann Förster aus Posta bei Pirna (Agr. Sachsen) war mit zwei jungen Leuten und mit seiner 8 Jahre alten Tochter in einem Rahne bei Posta an eine sichere Stelle des Elbstromes gefahren, um zu baden. Die beiden Freischwimmer hatten den Strom durchquert, die Schalluppe mit dem kleinen Mädchen trieb, durch eine Kette gehemmt, langsam stromab. Der Vater badete in der Nähe. Da kam der Dampfer „Bastei“ angefahren und nahm seinen Kurs hart am Ufer hin. Niemand auf ihm bemerkte den Rahne mit dem Kinde. Der Dampfer steuerte infolgedessen direkt auf den Rahne zu und warf sich über sein Kind, da die Schaufeln des Dampfers soeben den Rahne erspähten. Während er nun sein Kind mit seinem Körper deckte, trafen ihn die Schaufeln derart, daß ihm die Arme und Rippen gebrochen wurden und von den Waden das Fleisch herabhing. Auch eine Brust- und Lungenquetschung hat der Bellagenswerte davongetragen. Das Kind erlitt nur eine geringe Verletzung am Kopfe.

Mit dem Säugling ins Gefängnis. In einem Leipziger Gefängnis meldete sich dieser Tage eine junge Frau zur Abkündigung einer zweitägigen Gefängnisstrafe. Die Frau, die sich nicht anders zu helfen wußte, brachte ihren Säugling im Kinderwagen mit. Mutter und Kind kamen in eine geräumige Zelle.

Opfer der See. Ein mit vier Matrosen von der Kieler Torpedobootsdivision besetztes Segelboot wird vermißt. Da Teile des Bootes angeschwemmt wurden, wird vermutet, daß es gesunken ist und die Insassen ertrunken sind.

Das Mannweib. Vor dem Gericht in Newcastle-on-Tyne in England hatte sich ein 15-jähriges Mädchen zu verantworten, das nach „berühmten“ Mustern den Kleiderrock mit männlichen Beinkleidern vertauscht hatte. Die Angeklagte hatte sich die Haare gefürzt und derart verändert, daß sie, kräftig gebaut, als Lauf- und Arbeitsbursche ging, ohne Verdacht zu erregen. Nur das Mannweib wurde ihr zum Verdruss. Da sie kein Geld besaß, hatte sie einen Zug ohne Fahrkarte bestiegen. Man sagte sie ab, und im Gefängnis wurde ihr wahres Geschlecht erkannt. Die Richter ließen Milde walten und entließen das Mannweib mit einem Verweis.

Die Gremel in Mazedonien nehmen ihren Fortgang. Im Bezirk Prilen überfiel eine serbische Bande ein bulgarisches Dorf und tötete einen Mann. Tags darauf überfiel dieselbe Bande den Begräbniszug des Ermordeten und machte den Lehrer mit seiner Frau nieder. In einem anderen Dorfe tötete und zerstörte eine serbische Bande fünf Bulgaren.

Die Wirkung eines Torpedos ist in Hampton in Nordamerika praktisch erprobt worden. Als Zielscheibe diente das Küstenverteidigungsschiff „Florida“, auf dem während des Abfeuerns des Torpedos zwei Admirale, drei Kapitäne und mehrere Mann verblieben waren. Das Torpedo war gegen ein wasserdichtes Schott gerichtet und beschädigte das Schiff ernst, aber nicht bis zur Unbrauchbarkeit.

Ein kleiner Schläuberger. Mutter: „Wie, Du bringst die zehn Pfennige wieder zurück — hast Du den Brief denn nicht aufgegeben?“ — Der kleine Bepi: „O ja, ich hab' ihn aber schnell in den Kasten geworfen, wie der Herr Postmeister g'rad nicht herg'schaut hat.“

Zur Behandlung von Mückenstichen.

Schreibt der „Voss. Ztg.“ ein Leser: Auf Grund der nachstehenden Beobachtung, die ich im vorigen Sommer gemacht und verschiedentlich ausgeprobt habe, kann ich ein jeder auf die einfachste Art Mückenstiche und Beulen sofort schmerzlos machen und beseitigen. Einmal wurde ich von einer Mücke in den Handrücken gestochen, so daß eine Anschwellung in Größe einer Wallnuß entstand, die sehr schmerzte. In meiner Verzweiflung, gewissermaßen einer Eingebung folgend, fing ich mir einige Mücken, zerdrückte sie auf der geschwollenen Stelle der Hand und rieb mir den Saft, der in dem Hinterleib der Mücke sich befindet, in die Geschwulst ein. Darauf verspürte ich sofort ein sonderbares „Kribbeln“, die Geschwulst ließ nach, und war in zirka einer Stunde verschwunden. Nun habe ich daraufhin bei jedem Ausfluge mit dieser Methode Versuche angestellt und stets mit Erfolg. Ich habe versuchsweise mehrmals von zwei nebeneinander liegenden Mückenstichen den einen behandelt und den anderen unbehandelt gelassen, und stets schwoll der unbehandelte an, während der behandelte verging. Wenn man einen Mückenstich sofort behandelt, dann äußert er sich gar nicht, weder durch Jucken, noch durch Entzündung. Es wirkt am besten, wenn man dieselbe Mücke, die gerade sticht, gleich auf der Stelle verarbeitet. Man muß die Mücke zuerst behutsam mit der Fingerspitze verbiegen, damit sie nicht fortfliegt oder zerdrückt wird, dann schiebt man den Hinterleib der Mücke auf die gestochene Stelle, drückt ein Weilchen mit dem Fingernagel, noch besser mit einem festen Gegenstand, wie dem Griff eines Taschenmessers, darauf, und die Kur ist beendet. Versuche an meinen Bekannten haben denselben Erfolg gezeigt.

Sprecht. von 10-12 und 3-6. Sonntag bis 2 Uhr.

C.K. Die Zukunftsschlacht in den Lüften.

Zu der Reihe phantastischer Zukunftsdeuter, die in den letzten Jahren die Welt mit Büchern beschenkt haben, in denen das Schicksal eines kommenden Weltkrieges mit allen Farben des Grauens ausgemalt wird, gesellt sich jetzt der Engländer Wells, der im letzten Heft des Pall Mall Magazine eine abenteuerliche Schilderung der ersten Schlacht in den Lüften veröffentlicht, bei der natürlich Deutschland die Rolle des siegreichen Angreifers spielt. Deutschland hat unerwartet den Vereinigten Staaten den Krieg erklärt, und die ganze deutsche Flotte von 18 Schlachtschiffen, mit einem Heer von Kohlendampfern und von großen Handelschiffen, die zur Unterstützung der Operationen der Luftflotte dienen sollen, kreuzt die Enge von Dover am Pfingstmontag und steuert hinaus in den Atlantischen Ozean, der amerikanischen Flotte entgegen. Die verfügbare Seemacht der Amerikaner im Atlantischen Ozean besteht nur aus vier Schlachtschiffen und fünf geschützten Kreuzern. Die Flotten stoßen bereits vor dem Bekanntwerden der Kriegserklärung aufeinander. Die Mehrzahl der amerikanischen Schlachtschiffe befindet sich im Stillen Ozean und die wenigen Kampfeinheiten, die den Pankeas an der Ostküste zur Verfügung stehen, werden sofort ausgesandt, um die deutsche Invasion wenigstens auf kurze Zeit aufzuhalten, bis Panama und New York sich in den Verteidigungszustand gesetzt haben. Von der Höhe eines Luftschiffes, das 6000 oder 7000 Fuß hoch überm Meerespiegel schwebt, verfolgt der erfindungsreiche Schriftsteller die Seeschlacht. Als für die Luftflotte der geeignete Augenblick da ist, um in die Schlacht der Seeschiffe einzugreifen, senkt sich das Flaggschiff der deutschen Luftflotte langsam hernieder; in ansehnlicher Höhe, aber fast unmittelbar senkrecht über der amerikanischen Schlachtordnung, stößt die Bewegung des Sinkens und das Luftschiff hält nun mit der Geschwindigkeit der Amerikaner gleichen Schritt. Die Amerikaner sind dem Angriff aus den Lüften gegenüber so gut wie wehrlos; sie besitzen keine Mittel, um diesem furchtbaren Feind zu schaden. Nur ein Mann von der Besatzung des Flaggschiffs der deutschen Luftflotte wird durch einen Gewehrstoß getötet. Es ist der einzige Verlust. Und nun beginnt der Angriff. Von dem Luftschiff löst sich eine Anzahl „Drachensieger“ los, kleine flintgehende Aeroplane mit breiten flachen Schwingen und einem großen vieredigen kastenartigen Vorderteil, die je von einem Mann gesteuert werden. Sie schweben hernieder wie ein Schwarm Vögel und bestreuen die Schiffe in der Tiefe mit Bomben von außerordentlicher Explosionskraft. Nach diesem einleitenden Angriff der Drachensieger übernimmt es ein einziges Luftschiff, in einer Höhe von 2000 Fuß die Amerikaner zu verfolgen. Sie überholen die Schlachtflotte, senken sich etwas und überhäufen nun das schwachgeschützte Verdeck der Panzer mit Bomben, bis alles in einem Meer von Feuer, Rauch, giftigen Gasen und umherfliegenden Eisenteilen versinkt. Die amerikanische Flotte ist zerstört und nun nehmen die Luftschiffe geradewegs Kurs auf New York. „So war Bert Smallwans (der Held der Erzählung) Zeuge der ersten Schlacht in den Lüften und zugleich der letzten Schlacht jener seltsamen Ereignisse der Kriegsgeschichte; jener stahlgepanzerten eisenschwimmenden Schlachtschiffe, deren Geschichte begann mit jenen schwimmenden Batterien, die Napoleon 3.

zuerst im Krimkrieg anwandte und die viele Jahrzehnte, siebenzig Jahre lang von der Menschheit mit einem gewaltigen Aufwand von Kraft und Opfer entwickelt und erhalten wurde. In diesem Zeitraum hat die Welt mehr als 12500 dieser seltsamen Ungeheuer hervorgebracht, in Formen und Typen, von denen jede den Vorgänger übertraf und jede ein furchtbares, tödlicheres Zerstörungsmittel war. Nur fünf von hundert dieser großen Zahl kamen je dazu, im Kampfe sich zu erproben. Einige sanken, die andern scheiterten, andere explodierten, andere stießen durch Zufall zusammen und gingen unter. . . Allen aber machten nun die kleinen Dinger aus Kobblet und Gas ein Ende, die aus den Lüften herniedergehen und alles vernichten.“

Der Besuch der 120 deutschen Arbeiter in England

— 60 aus Duisburg und 60 von Düsseldorf — hat sich für die meisten englischen Blätter zu einem Ereignis ausgestaltet, das ihre Aufmerksamkeit fast noch mehr fesselt, als die Anwesenheit der Bürgermeister und Geistlichen es getan. Zum Teil, weil die Tarifreformer daraus politisches Kapital zu schlagen sich bemühen, wie aus allem und jedem. So widmet ihnen der „Daily Express“ einen Artikel, der einer Apotheose gleicht. Unter der Überschrift: „Arbeiter oder Millionäre?“ heißt es da:

„Als die Deutschen, mächtige, kostbare Zigarren rauchend, sich nach der Browning-Hall begaben, starrten die Bewohner voller Bewunderung auf sie und hielten sie allererst für Bürgermeister. Sie sahen so wohlgenährt aus, so fein angezogen, und so vornehm, daß die Meinung der Wallworth (im Stadtteil Wallworth liegt die Browninghall) vom glücklichen Vaterlande sehr rasch stieg. Ihre gesunden, lächelnden Wangen (sic) stellten der Nachahmung ihres viel geschätzten Schwarzbrotes ein so glänzendes Zeugnis aus, und ihre goldenen Uhrentetten sprachen eine so berebte Sprache, daß ihre schlecht beleumundete Kaufkraft den Bewohnern die Augen in Erstaunen öffnete und sie verwundert fragten, ob das wirklich deutsche Arbeiter und nicht vielmehr amerikanische Millionäre seien. Aber jeder Zweifel an ihrer Nationalität schwand, als ein Teil von ihnen, der Arbeitergesangsverein Duisburgs, sich erhob und ohne jede Begleitung einige deutsche Lieder sang. Das war ein Singen, wie es die Wallworther kaum je gehört hatten, und nun fragte sich alle Welt, ob man da nicht Opern-„Sterne“ vor sich habe und keine Arbeiter. Als dann schließlich einer ihrer Führer eine berebte Rede über den Wert internationalen Verkehrs und Entgegenkommens im besten Englisch hielt, da glaubte man, einen Teil des deutschen Reichstags in Verkleidung vor sich zu haben.“

Aber nicht nur die Blätter, die den Beweis liefern möchten, daß das „schußollnerische Deutschland“ aus seinen Fabrikarbeitern so wohlgenährte, hochgebildete und talentvolle Männer macht, daß man sie ebenbürtig für amerikanische Millionäre, Sofosopernsänger oder Reichstagsmitglieder, je nach Neigung und Geschmack halten kann, widmen den deutschen Arbeitern Artikel voller Anerkennung und oft unverhohlener Bewunderung. Überall fanden sie ebenso freundliche Aufnahme. Sie kamen bekanntlich als Gäste der Robert Browning-Siedlung in Wallworth, dessen Reiselklub im Vorjahre Duisburg und 1906 Düsseldorf besuchte. Die Mitglieder dieses Klubs zahlen wöchentlich einen Schilling in die Reise-

kasse und machen damit alljährlich eine Reise nach dem Kontinent, teils zur Erholung, teils zur Ausbildung. So waren sie bereits dreimal in Frankreich, zweimal in Deutschland, auch in Holland usw. Die Deutschen sind im Rowtonhouse untergebracht und speisen im Klub. Abends fand in Browning Hall eine internationale Demonstration ihnen zu Ehren statt. Mlle. de Montmort, eine sehr hübsche, junge Französin, hielt in bestem Deutsch eine Ansprache, in der sie die internationale Entente aller Völker in einem politischen „Seid umschlungen, Millionen, diesen Ruß der ganzen Welt“ feierte. Dann sangen die Deutschen und Engländer mit den Franzosen gemeinsam jeder in seiner Sprache, die Marseillaise stehend. Die Bühne war in den Fahnen Deutschlands, Englands und Frankreichs geschmückt. Der Gemeinderat der City, Mr. Vile, lud die deutschen Arbeiter als Gäste der Stadt London zu einem Festessen (Lunch) in die Guildhall auf nächsten Freitag, und der Abgeordnete Barnes sprach über die Einstimmigkeit aller Völker, besonders der Volksmassen Frankreichs, Deutschlands und Englands, den Frieden erhalten und in immer engerer Freundschaft miteinander und nebeneinander leben zu wollen, während sie ihre Zukunft verbesserten und ihre Freiheit und Rechte erweiterten. Die Duisburger sangen darauf unter endlosen Ovationen und stürmischen Beifall, und der deutsche Botschafter feierte dann den Besuch als „einen neuen Stein in dem mächtigen Bau des Tempels des Friedens“. Der folgende Pfingstmontag sah sie in der anglo-französischen Ausstellung, wo sie nicht weniger herzlich aufgenommen und gefeiert wurden. Auch ins Unterhaus sind sie zum Tee auf der Terrasse geladen.

Eine Klage gegen König Viktor Emanuel von Italien.

Aus Ascoli Piceno wird berichtet: Die Postkellnerin unserer Stadt sind in arger Verlegenheit. Am Freitag rollte gemächlich auf der großen Chaussee, die nach Comunanza führt, ein kleiner zweirädriger Karren, den eine alte müde Mähre träge hinter sich herzog. Drei dicke Herren, drei gewichtige Herren saßen in dem Karren: der Bürgermeister, der Gemeindefunktionär und ein Assessor. Die Herren waren im eifrigsten Gespräch, in der lebhaftesten Diskussion, denn sie sprachen von den Geschäften des Städtchens und von dem Wohl der Gemeinde. Längst hatte der Gaul seinen Trab in einen gemächlichen Schritt verwandelt. Die Sonne brannte. Da plötzlich, auf der weißen Fläche der Chaussee, erhebt sich eine große Staubwolke. Sie nähert sich rasch und dann erkennt man es: ein massiges Automobil braust heran. Die drei Weisen von Ascoli Piceno unterbrechen ihr Gespräch und dachten an ihre eigene Sicherheit. Aber es war zu spät. Erregt durch das heranbrausende Gefährt, hatte das Pferd seinen Schritt beschleunigt, es kam zu einer leichten Kollision, die aber immerhin noch ausreichte, um die drei Würdenträger in den Staub rollen zu lassen. Das Automobil hielt sofort. Zwei lange Kerle in Militäruniformen, die auf Motorrädern das Automobil begleiteten, sprangen ab und halfen dem Bürgermeister und seinen Gefährten auf die Beine. Im Automobil aber saß ein kleiner Herr mit dunklem Schnurrbart, und mit höflicher Stimme erkundigte er sich bei den dreien, ob einer von ihnen sich verletzt habe. Es hatte sich keiner verletzt, aber wütend waren sie alle drei, und sie überhäufte den Automobilisten mit recht tempe-

Ein Studentenstreik.

Von Ingeborg von Seeberg.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Jetzt überhäufte der Doktor ihn mit einer Flut von Kunstausdrücken, von denen der Unglückliche nur das wenigste verstand, und als der gelehrte Herr eine Pause machte, um Atem zu schöpfen, da schloß sich die Korpsburschen wie auf Kommando an, den Armen zu bedauern und ihm nacheinander die schrecklichsten Geschichten von ähnlichen Fällen zu erzählen, die sie entweder miterlebt oder gehört hatten, und in denen sämtlich die Patienten starben oder doch wenigstens mit lebenslänglichen Siechtum behaftet blieben.

Dem bedauernswerten Fritz brach der Angstschweiß aus ob all der schrecklichen Möglichkeiten, die Schmerzen in den Beinen wurden immer ärger, schließlich wandte er sich in heller Verzweiflung hilfesuchend an den Doktor.

„Herr Doktor, die Verbände drücken so schrecklich, liegen sie auch ordentlich?“

„So, so, die Verbände drücken, das ist fatal — da müssen wir sie doch einmal abnehmen und nachsehen, ob auch alles darunter in Ordnung ist!“

Er zog langsam seine Instrumente hervor und wollte anfangen, an den Verbänden umherzuschneiden, plötzlich schien ihm aber etwas einzufallen, und er sagte: „Dürfte ich zwei von den Herren bitten, hier an den Füßen anzufassen, und so stark wie möglich zu ziehen, damit die Bruchstellen sich nicht einander reiben und zu große Schmerzen verursachen, wenn die Verbände gelöst sind.“

Zwei der Anwesenden entledigten sich sofort ihrer Röcke und übernahmen die Aufgabe mit solchem Eifer, daß der arme Fritz fast zum Bett hinausgezerrt wurde.

Aber auch hierfür wußte man Rat! Senden portierte sich am Kopfende und zog rückwärts, und zwar so kräftig, daß es dem bedauernswerten Patienten durch den Sinn fuhr: So ungefähr müßte einem auf der Folter der „Streckleiter“ zu Mute gewesen sein!

Der Doktor fuhr inzwischen langsam und vorsichtig in seiner Arbeit fort, jeder Schnitt wurde von einer Bemerkung seitens der Korpsburschen begleitet, wie: „Es wäre so leicht, beim Abnehmen des Verbandes zu verlegen, und

das könnte sehr bedenkliche Folgen haben!“ oder: „Ob Hardorff nicht schon verletzt wäre? Es sähe aus, als ob Blut käme!“ und allerhand andere freundliche Erörterungen, die den armen Fritz um den Rest seiner Fassung brachten, so daß er unaufhörlich nervös zuckte, was dem Doktor die Arbeit wieder sehr erschwerte.

Unter gewöhnlichen Umständen wäre Fritz wohl das Sonderbare dieses Benehmens seiner Kommilitonen aufgefallen, aber er war nachgerade so angegriffen und verzagt, daß er kaum noch einen klaren Gedanken fassen konnte, sondern nur von Zeit zu Zeit stöhnte, als ob der Doktor ihn wirklich verletzte hätte.

Endlich, endlich nach einer qualvollen halben Stunde waren beide Verbände durchgeschnitten, der Doktor bog die noch etwas weichen Gipskappen vorsichtig auseinander und erklärte befriedigt: „Es sieht alles sehr gut aus!“

Fritz atmete erleichtert auf.

In dem Augenblicke erklang die Klingel der Flurtür, man hörte den Wirt öffnen und vernahm deutlich eine tiefe, männliche Stimme, eine Antwort des Wirtes und einen leisen Schreienruf aus weiblichem Munde.

Darauf öffnete sich die Zimmertür, und der Wirt erschien. Er hatte gewaltige Mühe, bei dem Anblick des in die Länge gezogenen Unglücklichen das Lachen zu verbeißen, aber Senden warf ihm einen drohenden Blick zu, worauf er mit etwas unsicherer Stimme meldet: „Draußen sind der Herr Onkel und Fräulein Luise des gnädigen Herrn. Und der Onkel läßt sagen, er würde gleich kommen, und dem jungen Herrn auf die Beine helfen!“

„Um Himmels willen, auch das noch!“ ächzte der unglückliche Fritz, am Ende seiner Kräfte. „Nein, nein, ich kann den Onkel in diesem Zustand nicht sehen! Senden, ich beschwöre dich, bringe ihn davon ab, Herr Doktor, ich flehe Sie an, erklären Sie ihm!“

„Selbstverständlich, natürlich!“ riefen alle Anwesenden einstimmig.

Die „Streckleiter“ löste sich, und Fritz beachtete in der Erregung gar nicht, daß dies keinerlei Schmerzen zur Folge hatte.

Die Korpsburschen griffen nach Stöcken und Mähen und verschwanden, gefolgt vom Doktor, eiligst in das Nebenzimmer.

Fritz atmete fast erleichtert auf, als er sich so plötzlich

von seinen Peinigern verlassen sah. Bald aber machte dies Gefühl der Befreiung erneut Unbehagen Platz.

Er lag ganz unbeweglich in den aufgeschnittenen Gipskappen und wagte kaum zu atmen, aus Angst, er könnte die gebrochenen Glieder verschieben, auch verpirte er schon wieder empfindliche Schmerzen. Und zu all dem Elend nun noch dies.

Sie war da, die schöne Gerda, und er konnte sie nicht einmal sehen. Und wie hatte er sich auf sie gefreut! Ach, würde er überhaupt jemals wieder die Augen zu ihr erheben können? War er nicht vielleicht für Lebenszeit ein Krüppel — für immer aus der Reihe der gesunden, Glücklichen ausgestoßen? Er schauderte, seine Zähne klapperten vor Schwäche, Angst und Kälte — er fühlte sich einer Dämonmacht nahe.

Den Korpsburschen schien Fritzens schweres Geschick nicht sonderlich nahe zu gehen, denn kaum waren sie im Nebenzimmer, so brachen „die verrohten Menschen“ samt und sonders in ein zwar unterdrücktes, darum aber nicht minder herzliches Lachen aus.

Endlich ermannete Senden sich und sagte zu dem Doktor: „Tausend Dank, Herr Seidler, Sie haben Ihre Sache ja großartig gemacht! Nach diesem Streich wird mein Leibfuchs wohl von seinem gräßlichen Renommieren und seiner albernen Großmäuligkeit kuriert sein, — und das hat das Korps dann zum größten Teile Ihnen zu verdanken!“

Seidler wehrte ab: „Aber das versteht sich doch ganz von selbst, daß ein alter Herr seinem Korps zu Diensten ist, wo er nur irgend kann. Jetzt ist es aber wohl „genug des grausamen Spiels“, ich werde den Armen nun schnell erlösen, denn sonst könnte ihm die Sache am Ende doch noch schaden.“

Die Korpsburschen, die sich noch immer vor Lachen über den gelungenen Streich ausschütteten wollten, verließen die Wohnung. An der Tür mußten sie an Onkel und Luise vorbei. Letztere war auffallend hübsch und musterte interessiert all die bunten Mähen.

Senden, der den Schluß machte, stellte sich den Herrschaften vor, beruhigte sie über den Zustand seines „Leibfuchses“ und nötigte sie bis zu dessen Erscheinen in das Wohnzimmer.

Luise Gerda, die wirklich besorgt gewesen war. Ichien

ramentvollen Bezeichnungen. Sie beriefen sich auf das Gesetz, drohten mit dem Strafgesetz, mit der Zivillage, und allem Furchtbaren, was ihnen einfiel. Als bald darauf ein zweiter Wagen des Weges kam, der die drei Amtsgrößen aufnehmen konnte, nahm das Automobil seine Fahrt wieder auf und verschwand. Die drei aber erstatteten im ersten Dorfe bei dem Polizeimeister Strafanzeige gegen den Automobilisten. Eine Viertelstunde später kam der Polizeioffizier ihnen nachgeheilt. „Über der Automobilfahrer ist ja der König; eben hat man mich telephoniert.“ Die Drei erblickten; sie erinnerten sich ihrer kräftigen Kernworte. Aber nun war es zu spät, die Anzeige gemacht, der Polizeibeamte muß seine Pflicht innehalten, muß sie weitergeben und so wird jetzt der König in aller Form auf Schadenersatz verklagt werden, wenn er nicht noch vorher die Sache dadurch ordnet, daß er den beschädigten Wagen ersetzt.

Die Suche nach Dhm Krügers Millionen.

Das Suchen nach verlorenen oder verborgenen Schätzen mag für phantastische Gemüter manche Reize bergen, aber es ist keineswegs so lohnend und so gewinnbringend, wie die Schreiber von Abenteuerromanen es schildern. Die von dem Londoner Syndikat ausgerüstete Expedition, die vor einem Jahr auszog, um den „verlorenen Schatz des Präsidenten Krüger“ aufzuspüren, hat das zu ihrem Schaden erfahren müssen. Nach langem Forschen und Suchen an den südafrikanischen Küsten haben sie jetzt so gut wie unverrichteter Dinge die Heimfahrt nach England angetreten, denn als Erfolg ihrer Bemühungen bringen sie nichts mit als einige wenige Wertgegenstände und Porzellanwaren, die zusammen kaum ausreichen werden, um die Kosten des Unternehmens auch nur halbwegs zu decken. Die „Alfred Nobel“, die hoffnungsvoll von London ausgezogen war, hat vergebens nach dem gescheiterten Segelschiff „Dorothea“ geforscht, die angeblich bei ihrem Untergang an der Küste von Natal die Millionen Dhm Krügers mit in die Tiefe geführt hat. Nachdem alle Nachforschungen erfolglos blieben, steuerten die Schatzsucher nach Swakopmund in der Suche nach dem Wrack des „Dunbeth“. Allein hier mußten sie erfahren, daß sie zu spät kamen, denn selbst die Kupferbeschläge und die Tafelware waren bereits von anderen Beutefreudigen gesichert. Allein dieser Teil der Expedition kostete über 16 000 Mark. Dann wandte man sich zu dem Wrack des holländischen Schiffes „Middle-

burg“, das in der Salbaha-Bai gesunken war. Hier war es, wo man die geringwertige, Porzellanladung sicherte, unter großen Bemühungen und unter einem Zeitaufwand, der mit dem Werte des Fundes schließlich nicht in Einklang stand. Den einzig praktischen Erfolg erzielten diese modernen Schatzsucher dadurch, daß sie in Kapstadt ihr Schiff gegen Eintrittsgebühr von 50 Pf. besichtigen ließen, und die Kapstädter taten ihr Bestes, die Enttäuschten ein wenig zu entschädigen.

Der beste Freund als Henker.

Das Kriegsgericht in Kiew, Rußland, hatte zwei junge Leute, Trojanow und Sarubin, zum Tode durch den Strang verurteilt. Trojanow war bereits nach Sibirien zu Zwangsarbeit deportiert worden, aber wieder entflohen und lebte vom Raub. Für einen bewaffneten Raubüberfall war er auch verurteilt worden. Er erwartete kaltblütig sein Schicksal im Gefängnis. Als in der Nacht der Hinrichtung der Priester bei ihm erschien, nahm er ruhig das Abendmahl und betrat ohne die geringste Erregung den Gefängnishof, wo der Galgen errichtet war. Die zum Tode Verurteilten waren von einer starken militärischen Bewachung umgeben. Der Priester mit dem Kreuz in der Hand ging dem Zuge voraus. Vor dem Galgen blieb Trojanow plötzlich entsetzt stehen. Er hatte den Henker erkannt, es war einer seiner ehemaligen besten Freunde, der mit ihm zusammen im Gefängnis gefesselt und in Sibirien zusammen gelebt hatte. Das konnte er nicht ertragen, daß sein früherer Freund an ihm sein furchtbares Amt ausüben sollte. „Du bist Henker geworden?“ rief ihm Trojanow zu und ließ einen derben Fluch folgen. Hierauf hat er den Gefängnischef, ihm zu gestatten, sich selbst die Schlinge um den Hals legen zu dürfen, was ihm jedoch nicht gewährt werden konnte. Die bei der Hinrichtung anwesenden Beamten wurden von dieser Szene tief ergriffen. Der Sekretär, der das Todesurteil verlesen sollte (der Beamte wird hierzu durch das Los bestimmt), fiel in Ohnmacht, auch der Polizeichef konnte die Vollstreckung des Urteils an Trojanow durch seinen ehemaligen Freund nicht mit ansehen, er wandte sich ab.

Allerlei.

Ein „Schulpalast“ als Basilienherd. Ein Schulpalast eigener Art stand bis vor kurzem im historischen Dorfe Leuthen, hart an der einst heilumstrittenen Friedhofsmauer. Die Wände dieses Bauwerkes waren aus Stroh und

Lehm; die innere Holzverkleidung der Wände war zum Schutze gegen Kälte mit Strohpolstern unterlegt, die Doppelfenster waren von außen vernagelt, an eine regelrechte Lüftung war also nicht zu denken. Das seit Jahren baufällige Häuschen, das von vielen Wanderern als ein Zeitgenosse der berühmten Schlacht angestaunt wurde, in Wirklichkeit aber erst gegen hundert Jahre alt war, hätte wohl noch lange seinem Zwecke gedient, wenn nicht eine Epidemiedemie unter der Leuthener Schuljugend den seit zwölf Jahren zwischen der Regierung und dem Patron geführten Unterhandlungen eine Wendung zum Besseren gegeben hätte. Immerhin bleibt bemerkenswert, daß dieser „Basilienherd“ bis ins 20. Jahrhundert hinein eine Stätte der Menschenbildung sein durfte.

Vulkanausbruch auf Samoa. Auf der Samoainsel Savai in der Südsee hat der Ausbruch des Vulkans wieder bedeutend zugenommen. Der Lavaausfluß wird auf 3000 Tonnen in der Minute geschätzt. Die Lava soll das Gestein an der Küste in einer Breite von mehreren Kilometern bedecken.

Abgewinkt. Gattin (die gerne in ein Seebad möchte): „Paul, mir träumte heute nacht von so vielem Wasser — was das nur zu bedeuten haben mag?“ — Gatte: „Das ist doch einfach! Wahrscheinlich wird Dir etwas zu Wasser werden!“

Ein aufregendes Abenteuer in den Lüften

haben, wie aus London berichtet wird, zwei englische Luftschifferinnen, die von Longton Park in Staffordshire, aufstiegen, erleben müssen. Miß May und Miß Stephard waren beide mit Fallschirmen versehen, und sie planten von einer Höhe von 4000 Fuß aus sich mit diesen Apparaten herabzulassen. Der Aufstieg ging glatt vonstatten, das Wetter war windstill und eine zahlreiche Menge erwartete in den Tiefen den Ausgang des kühnen Experiments. Allein als der Ballon die Höhe von 4000 Fuß erreicht hatte, begann man unruhig zu werden, denn der Ballon lief mit unverminderter Geschwindigkeit weiter und verlor sich schließlich in den Höhen. Miß Mays Fallschirm hatte sich im Tauwerk des Ballons verwickelt und sie war außerstande, ihn frei zu bekommen. Die Freundin, die eine erfahrene Luftschifferin ist, gab ihr die nötigen Weisungen, und während der Ballon inzwischen eine Höhe von 10 000 Fuß erreicht hatte, erklomm Miß May das Tauwerk von der Seite und versuchte ihren Fallschirm zu befreien. Aber alle Bemühungen waren umsonst, der Ballon stieg weiter, erreichte eine Höhe von 11 000 Fuß und die wagemutigen Damen standen nun vor der Wahl, ihr Leben dem fahrerlosen Ballon anzuvertrauen und der Wahrscheinlichkeit eines Todes im Ozean entgegen zu gehen oder gemeinsam mit einem Fallschirm den Absturz zu wagen. „Wir müssen hinunter, auf Leben und Tod“. Der Ballon besaß keine Gondel, die beiden Damen standen, etwa 1 1/2 Meter voneinander entfernt, aufrecht in den Tauen. Um herabzukommen, mußte Miß May zunächst versuchen, zu ihrer Freundin hinüberzugelangen, auf deren Seite der Fallschirm hing. In einer Höhe von 11 000 Fuß wagte sie den halsbrecherischen Sprung, ihre Füße verwickelten sich in Tauwerk und nur die Geistesgegenwart ihrer Freundin, die die Strauchelnde auffing und noch im letzten Augenblick am Arm erfassen konnte, wurde das Schlimmste verhindert. Dann umfaßten sich die beiden und lösten den Fallschirm. Das Gerät war nur für einen Menschen konstruiert; das doppelte Gewicht beschleunigte das Tempo des Sturzes zu rasender Geschwindigkeit. Ein paar Dorfbewohner von Leigh in Uttoreter hatten den Absturz beobachtet und als sie sahen, daß der Schirm im Felde niederging, eilten sie herbei, um Hilfe zu leisten. Miß Stephard, die zuerst die Erde berührt hatte, war sehr schwer verletzt, während ihre Freundin, die auf sie fiel, mit dem Schreden davon kam und noch am selben Abend nach Longton zurückkehren konnte. Die Minuten der Todesgefahr hat die Energie der tatkräftigen Damen nicht gebrochen und selbst die schwerverwundete Miß Stephard spricht bereits davon, den Versuch zu wiederholen.

Welcher Landesvater reist am meisten?



Die Reise des König Eduards nach Petersburg sowie die bevorstehende Reise des Präsidenten Fallières ebendort hin, legt den Vergleich nahe, welche Landesväter am meisten reisen. Eine Pariser Zeitung hat genau Berechnungen aufgestellt und ist zu den Schlüssen gelangt, die unsere Skizze darstellt.

sehr erleichtert, der alte Herr aber brummte: „Wird weiter nichts wie ein ganz gemeiner Jammer sein, die „Krankheit“ kennen wir!“

Senden lächelte nur beistimmend und empfahl sich. Zwischen war der „Doktor“, in Wirklichkeit cand. med. Seidler, alter Herr des Korps, zu seinem „Patienten“ zurückgekehrt, um denselben zu „heilen“. Ohne ein Wort zu sagen, eilte er auf Fritz, der in halber Ohnmacht dalag, los, entfernte mit schnellem Griff die beiden Gipskissen, faßte den Armen, der gar nicht wußte wie ihm geschah, an den Füßen und schwenkte ihn herum, so daß er auf die Bettkante zu sitzen kam, dann rief er ihm lachend zu: „So, alter Freund, nun stehen Sie nur für auf, die Herrschaften warten im Nebenzimmer auf Sie. Nehmen Sie mir den Streich nicht übel, ich habe nur im Auftrage gehandelt. Vielleicht danken Sie's mir auch mal, wenn, wie es beabsichtigt war, die eingegipften Beine Ihr großes Maul etwas verkleinert haben!“

Sprach's, ergriff seinen Hut und war zur Tür hinaus.

Fritz hatte im ersten Augenblick des Schreckens gedacht: jetzt wär's mit ihm zu Ende — aber, o Wunder, die Beine taten ja gar nicht weh!

Bei Dokters letzten Worten fiel's ihm wie Schuppen von den Augen. Sein Renommieren gestern Abend, die anzüglichen Reden seines Leibburschen heute morgen, sein Lächeln, das merkwürdige Benehmen der Korpsburschen, die eben fortgegangen waren — alles wurde ihm klar. O, wie hatte er sich blamiert! Aber was hatten sie ihm auch für einen raffiniert gemeinen Streich gespielt! Wie schämte er sich nun über seine Wehleidigkeit.

Zum Glück hatte er jetzt aber keine Zeit, um sich lange zu ärgern.

Er machte, daß er in die Kleider und zu Dunkel Bernt und Kusine Gerda kam, und war neben all dem Nerven, daß er sich hatte anführen lassen, doch recht von Herzen froh, daß er seine beide Beine brauchen konnte und daß all die ausgestandene Angst — nur ein Traum gewesen war.

Gerda fand ihn „noch recht angeriffen“ aussehend, und das war auch kein Wunder, denn des letzten Tages Qual war wirklich groß für ihn gewesen!

Der Dunkel aber drängte: „Marisch, zum Essen in den „Prinzen Karl“, ich habe einen Varenhunger!“

Ja, den hatte Fritz auch, das merkte er bei den Worten.

Den schweren Tag beschloß ein gar lustiger Kneipabend im Korpskneipe. Gerda amüsierte sich herrlich und trank zahlreiche „Bierjungen“ mit den Gläsern und Burischen, was allgemein sehr „schneidig“ gefunden wurde.

Schließlich nahm Dunkel Bernt Fritz aber noch bei Seite und fragte ihn aufs Gewissen, was das heute mit seiner Krankheit für eine Bewandnis gehabt hätte? Und nach kurzem Bögem beichtete Fritz auch alles.

Der alte Herr amüsierte sich königlich über den guten Wit, schließlich aber rief er: „Ich sehe zu meiner Freude, daß im Korps noch derselbe famose Geist herrscht wie zu meiner Zeit. Deine kleine Schwäche des Renommierens mit deiner Unerkanntheit werden sie dir durch diesen tollen Streich wohl gründlich vertrieben haben. Ja, nirgends ist die Erziehung doch so gut wie in unserm Korps!“

„Aber bitte, erzähl's es Gerda nur nicht!“ bat Fritz. „I, wo werd, ich!“ lachte der alte Herr. Und er hielt Wort. Gerda hat erst viele Jahre später

erfahren, was für eine Krankheit Fritz damals gehabt hatte. Viele Jahre später, als besagter Fritz von Hardorff längst würdiger Landrat — und sie die Frau Landrätin war.

Und da konnte sie bezeugen, daß die Kur damals ihre Wirkung nicht verfehlt hatte — ihr Fritz renommierte gar nicht mehr!

Der berühmte Schauspieler

Edmund Kean,

welcher sehr stark krank, hatte eines Abends in der Rolle Heinrich 5. so schlecht memoriert, daß das Publikum laute Zeichen des Mißfallens gab. Kean trat an die Rampe und rebete das Publikum in folgender Weise an: „Meine Herren, dieser Augenblick, wo ich zum ersten Male das Unglück hatte, mir Ihr Mißfallen zuzuziehen... (Stimmen: Nein, nein, nicht zum ersten Male!) verursacht mir ungemeine Betrübnis; ich bin stets eifrig für Ihre Unterhaltung beflissen gewesen. (Dafür wurden Sie gut bezahlt!) Aber diese unaufhörlichen Anstrengungen, der Zahn der Zeit. (Und das Säufen!), sowie anderweitige Umstände haben ohne Zweifel einen ungünstigen Einfluß auf meine körperlichen und geistigen Kräfte ausgeübt.“ Jetzt schrien Stimmen von der Galerie: „Warum trinken Sie so unmäßig?“ Kean wurde durch diese Rede so erschüttert, daß er erst nach längerer Pause weiter sprechen konnte. „Ich fühle“, sprach er, „daß ich in einem sehr erniedrigenden Zustande vor Ihnen stehe.“ (Nein, nein, Sie selbst sind schuld daran!) Kean zog sich betroffen zurück. Als er einige Tage später als Heinrich 4. auftrat, hatte er sich besser vorbereitet und ward mit Beifall überhört.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die

Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

2. Jahrgang.

Frauenliebe.

Ergänzung von Maria Hellmuth.



„Aber, Gellie, woher kommst du? Du bist doch nicht zu Hause.“

„Nein, Gellie, ich bin aus dem Hause.“

„Aber, Gellie, woher kommst du? Du bist doch nicht zu Hause.“

„Nein, Gellie, ich bin aus dem Hause.“

„Aber, Gellie, woher kommst du? Du bist doch nicht zu Hause.“

„Nein, Gellie, ich bin aus dem Hause.“

„Aber, Gellie, woher kommst du? Du bist doch nicht zu Hause.“

„Nein, Gellie, ich bin aus dem Hause.“

„Aber, Gellie, woher kommst du? Du bist doch nicht zu Hause.“

„Nein, Gellie, ich bin aus dem Hause.“

„Aber, Gellie, woher kommst du? Du bist doch nicht zu Hause.“

„Nein, Gellie, ich bin aus dem Hause.“

„Aber, Gellie, woher kommst du? Du bist doch nicht zu Hause.“

„Nein, Gellie, ich bin aus dem Hause.“

„Aber, Gellie, woher kommst du? Du bist doch nicht zu Hause.“

„Nein, Gellie, ich bin aus dem Hause.“

„Aber, Gellie, woher kommst du? Du bist doch nicht zu Hause.“

„Nein, Gellie, ich bin aus dem Hause.“

„Aber, Gellie, woher kommst du? Du bist doch nicht zu Hause.“

„Nein, Gellie, ich bin aus dem Hause.“

„Aber, Gellie, woher kommst du? Du bist doch nicht zu Hause.“

„Nein, Gellie, ich bin aus dem Hause.“

„Aber, Gellie, woher kommst du? Du bist doch nicht zu Hause.“

„Nein, Gellie, ich bin aus dem Hause.“

„Aber, Gellie, woher kommst du? Du bist doch nicht zu Hause.“

„Nein, Gellie, ich bin aus dem Hause.“

„Aber, Gellie, woher kommst du? Du bist doch nicht zu Hause.“

„Nein, Gellie, ich bin aus dem Hause.“

„Aber, Gellie, woher kommst du? Du bist doch nicht zu Hause.“

„Nein, Gellie, ich bin aus dem Hause.“

„Aber, Gellie, woher kommst du? Du bist doch nicht zu Hause.“

„Nein, Gellie, ich bin aus dem Hause.“

Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Eine heitere Geschichte trug sich kürzlich auf einem öffentlichen Feste zu. Wie immer zur Jagdzeit waren auch in diesem Herbst in dem gestreuten Hause viele Gäste anwesend. Tagsüber gingen die Herren auf die Jagd, und bei eintretender Dämmerung vereinigten sie sich in der Halle mit den Damen. Zu dieser Mahlzeit war es eine Toilette zu machen, und die männlichen Gäste erschienen meist in Gesellschaft. Nach dem Essen wurde musiziert, man unterhielt sich und verbrachte den Abend gemütlich beisammen. Die Herren, die eine gute Bigarre der Unterhaltung mit den Damen vorzogen, begaben sich zu diesem Zweck in das Zimmer des Hauses, um da ihrer Liebhaberei zu fröhnen. Vorher aber verabschiedeten sie den besten Grad mit einer bequemen Suppe.

Nur einer der Gäste kam stets im Gesellschaftsraum ins Rauchzimmer und ließ sich davon auch durch die Sorge der anderen nicht abbringen. Geben Abend wurde von neuem über ihn gelauscht, aber er blieb bei seinem Grad. Als alles ruhig war, brachte ihn einer seiner Freunde, wenn er am nächsten Tage wieder in der verpönten Toilette erscheinen werde, er ihm den Grad vom Seile reißen, er fahre die Gemüthsruhe. Am folgenden Abend erschien der Bedrohte pünktlich im Rauchzimmer. Man hatte schon geglaubt, er werde gar nicht kommen, da trat er ein und zwar in unvermeidlichen Grad. Es war an dem Abend ziemlich kühl; er trat an den Kaminofen, wo ein helles Feuer brannte, um sich die Hände zu wärmen und präsentierte so den anderen Gästen seine Gradstücke. Die Veranlassung war für den Grund so groß. Man trat er an den Kaminofen heran, ergreifend die Schöße und rief den Grad bis oben an den Fingern aus. Alles lachte, das Opfer aber blieb ruhig stehen, ohne auch nur ein Wort zu sagen; der etwas massive Scherz schien vollständig an ihm abgeprallt zu sein. Einer der Anwesenden konnte sich schließlich nicht enthalten, ihn zu fragen, wie es käme, daß er die Sache so kühl aufgenommen. „Weshalb sollte ich mich denn ärgern?“ war die trockene Antwort. „Ehe ich hier herankam, bin ich im Zimmer meines Freundes gewesen und habe seinen Grad angesehen.“ Statistisch hatte er nun die Lächer auf seiner Seite.

*



Garnspinnen. Eine Landwirthin, die zum ersten Mal auf der See war, pflegte die Matrosen fortwährend mit Fragen zu belästigen, so daß bald keiner mehr dem wissbegierigen Herrn Handhabe wollte. Als eines Tages ein böiger Wind wehte, fragte er den Steuermann: „Sie haben gewiß schon häufige Stürme erlebt?“ — „Stürme?“ war die Antwort, „das von Wiscaya an zittern von den Schiffswänden. Wer von uns den ganzen Anstrich von den Schiffswänden. Wer von uns mußten das Kapitäns Wölfe halten, daß sie nicht fortflöhen, aber von keinen Knäpfen wurden sämtliche Anker abgeworfen. Das war ein Sturm, der der Wölfe wert war. So, sogar, was ein unterbrechender seine interessante Erzählung, denn der neugierige Passagier hatte endlich gemerkt, daß er gesoppt wurde und hatte sich seine beste Seite gelassen.“

Auch brauchen herrschaftliche Finsternisse. Mit dunklen Schleiern ist die sternlose und monoton Winternacht herabgesunken und hüllt die mächtigen Fichten ganz in einen dichten Nebel. Jetzt sieht man aber; sie machen kleine Feuer erscheinen. Jetzt sieht man aber; sie machen Halt und wenden sich dann nach einer anderen Seite. Jetzt wieder aber, und wieder und wieder; man konnte mehr als zehn von diesen kleinen Feuer zählen. Dunkelte Schleiern bewegen sich in allerhöchster Nähe, um plötzlich in der Tiefe des Waldes zu verschwinden. Das ist ein Spiel der Natur, das das Geistes der Wölfe. Und der Kopf des Kindes bleibt noch immer gegen die Schleiern gelehrt, nur seine beiden entseht starrenden, überglänzenden Augen blickten sich in den schwarzen Raum.

Auf was warten diese Augen? Auf was hoffen sie? Woran denkt dieser arme, kleine Kopf? Sein Aussehen! Sein Gedanke in diesem Kopf! ... Wölfe, Wölfe, verwirrte Empfindungen, Kummer, Angst, Einsamkeit, Hoffnungslosigkeit. ... Klägliche Stimme aus einem Winkel. „Aber der kleine Kindskopf bleibt unbeweglich, wie an das Fenster genagelt, und die Wimpern zittern über den weit aufgeschlagenen, brennenden Augen, und große, blickende Augen laufen die Wangen herab.“

„Er wird kommen, er wird kommen, der Vater!“ murmeln die ausgebreiteten Lippen. „D. wieviel Brot, wieviel Brot wird er mitbringen!“ Und es kommt Paragula vor, als hätte der Schnee unter Schritten, als näherte sich jemand der Gasse und berührte das Vorlegetisch. In der Dunkelheit mischt sie tappend zur Tür und lauscht eifrig an dem Thüre, doch auf jeden Ton, jedes leise Geräusch. Niemand! Niemand! Als der Wind, der mit flügender Stimme sein Nachschick singt. Und von neuem leuchtet sich die kleine gegen das Fenster; von neuem schließt ihr ein Strom von warmen, angenehmen Gedanken durch den Kopf; sie glänzen glänzend zu hören und beständig sich wieder an der Tür.

„Ehen, Paragula! Gib zu essen, mir tut das Herz so weh.“ Die feiernden Augen erschließen nach und nach; die schweren Wimpern senken sich, der kleine Kopf tritt ein; er schaut unter dem Gewicht eines Wollfades. „Vater! Vater!“ ruft Paragula, auf ihn auswendig und heftig die Schöße seines Rockens erschöpfend. Der Vater steht den Kopf in die Ecke, trachtet sich mit seinem Verstand den Schweiß von der Stirn und freigeist mit seiner knöchigen Hand den Kopf des Kindes. „So! Paragula!“ sagt er, sich an die Mutter wendend. „Da ist Mehl; lech bade, was du willst.“

Wamla macht sich schnell an die Arbeit; sie zündet den Ofen an, schneidet den Backstein vor, trachtet den Teig und macht Kuchen für die Kinder. Und was für Kuchen! Warm und zart zergehen sie einem im Munde. Paragula gibt Paragula und Pesta davon; und sie selbst ist viel, sehr viel; dann lech sie sich auf die Hand und ist immerfort. ... Und es gibt immer neue Augen, immer neue Augen. ... Und plötzlich ist nichts mehr da! Weder Vater, noch Mutter, noch Kuchen! Nichts, als die schwarze, eifige Nacht, die ihr in die Augen blickt, und der Wind, der unaufhörlich sein düsteres Lied singt, und Wölfe, die von Zeit zu Zeit knurrende Schreie ausstößen. (Schluß folgt.)

„Och! Die traut' — treuge tie schelmischeu. X
 alte Frau schaut mit bidden Augen an.
 „Woh! der Duffst!“ murmelt die alte. „Mein
 man sei ganz als! Gub! was; was hat g'leitet, noch
 auf die Stuhl, du mußt setzen nicht mehr hat.“
 „Wer soll den Stumm haben?“ Gächte bräutete auf das
 empfindliche Beispiel.
 „Mein einziger Sohn! Meine — Gächte riffs, stier, jo
 hat man geschod. Ihum müßt er weg, und ich bin allein!“
 „Guch! allein mit hoch noch so viel trostloser Frau wie
 sie, die das „Mittelmitt“ immer bedrückt!
 „Stier,“ flüster Gächte jähling und ließ einige Gold-
 stücke in die ärmere Hand der Frau gleiten. „Machten
 Sie sich die geistliche Frau Forder?“ sagte sie freundlich hinan.
 Die alte Frau gab beinahe verblüffend an, daß das
 kühnliche Gold in ihrer Hand. „Mein?“ flüsterte sie
 unheimlich, die seine Stimme anstarrend. Gächte mitle,
 dann ließ er seinen Gefühlsanfeuerung, die hätte nur noch
 ein „Gott lohn!“ — „Gott lohn!“ brümmte — der
 glücklichen Stimme.

[illegible][illegible][illegible]

„So ist denn dein Wittern?“ fragte Gæcif, und übertriefte ihn mit dem Finger.
 „Da! Die kleine Raub deutete den Weg hinunter,“

Die stante pariterie der Schrift. „Ziem' krasa lieg
 Die prach' auf einem Lein, und ist wies die Gomb
 hat der rechte Seite von folge Dichter und schimmerbe
 Diamantsteig' angesehen, daß dort die Meiden und Bos
 schenken ihre letzte Stundelie geinben, auch noch in Tode
 geschoben hat vor geschändeten Menge, „381e Dichter
 und noch leide, und hat oft bald gegangen, ist darf ich
 nicht. Die Dichter haben mich einmal fortgelegt. Ich
 sagten, ich wolle noch Diamant sehen, und ich hab' ihm
 noch mehr bringen wollen, wie sonst mein liebes Witter
 gen.“ Die Mägen hatten den einbilden gläubig vortoren,
 die erfinden dard, wie in bedägen (etab.

„Ich habe die große Freude, daß ich heute wieder in die große Gemeinschaft der Brüder und Schwestern eingetreten bin.“

Devall
Don R. B. a n t
Goulden

liegen wie ein toter Stein.
 Im dem Schwadde her g
 regelmäßig stimmen der Rinde
 schloß sich fing der Rinde g
 „Paragraphe“ tief — b
 ständen im Schwadde vor — b
 „Paragraphe“, bei
 Paragrafen erwachte, letzte
 Das sind keine, Mann g
 ten Sullen, keine Seiger
 und den Lieberbett aus und
 hat.

ismetert, aber der Schmerz
schneidet. Ihre Augen stülten sich
das salzige Thau, die die
von Thränen, der Vater konnte
ausgößeln, verbar sie ihr U
und weinte, weinte lange Zeit

Die Straße ist bis auf den
Haar von Felsen liegt eine halbe
fehlenden Gersteinen, Schiefer,
Bäusen und junge Sträucher mit
faulen Schimmeln gelblich.

Das folgende Tageslicht brach über die Gegend, und benetzte Skamgast, das Dorf und die Gassen. Das gab ihr Muth, und sie hatte so eine tiefe Ruhe.

zußigen, nahm ihn Karagün
"Gerühige dich, Heile, I
willst du denn?"
"Sich . . . will . . . essen
"Gerichte, Heile, der Vater
"willt"

[illegible]

... Sobst. (spannweite
tzt in dem Betreffs
baan, daß sie selbst noch nicht
ber Mutter kam noch immer nicht
auf ihn warteten? Ein pflichtge-
ter den Pflegen annehmen, so
wieder.
Magdalena erwiderte und fin-

erregung nicht; etwas Gutes
Paragula wiegte immer flüsternd
die ihn schliefend in der Wiege
nichts half, und gelächter, gelächter
aus den Kissenstufen, und schenke
des Stiehm. (Dang verweigerte
verachten, denn die warbe nicht
sollte. Sie brühte auf die S
nach. Sie brühte flüster, ab
Festlag. Gottgeit nahm sie all t
sammern und pinnerte ihn gegen
pfeilschiff das Stiehm des Kottages

ich durch das Genieße,
wider nicht in der
Welt da die echnol
1870 die echnol

kommt bald; er bringt

ber Durch. Sie lächelte
an, sprach freude den
einemal trinten, dann
das Wasser und fette
gleich daran lag, für
u. beruhigen. Gedruckt
hans, es noch nichts
schme. Man höre

gegeffen hatte, und
sollte sie noch lange
eifriger Schmerz brüde
dieselbe verging bald
an zu weinen. Maria

1000
 1001
 1002
 1003
 1004
 1005
 1006
 1007
 1008
 1009
 1010
 1011
 1012
 1013
 1014
 1015
 1016
 1017
 1018
 1019
 1020
 1021
 1022
 1023
 1024
 1025
 1026
 1027
 1028
 1029
 1030
 1031
 1032
 1033
 1034
 1035
 1036
 1037
 1038
 1039
 1040
 1041
 1042
 1043
 1044
 1045
 1046
 1047
 1048
 1049
 1050
 1051
 1052
 1053
 1054
 1055
 1056
 1057
 1058
 1059
 1060
 1061
 1062
 1063
 1064
 1065
 1066
 1067
 1068
 1069
 1070
 1071
 1072
 1073
 1074
 1075
 1076
 1077
 1078
 1079
 1080
 1081
 1082
 1083
 1084
 1085
 1086
 1087
 1088
 1089
 1090
 1091
 1092
 1093
 1094
 1095
 1096
 1097
 1098
 1099
 1100
 1101
 1102
 1103
 1104
 1105
 1106
 1107
 1108
 1109
 1110
 1111
 1112
 1113
 1114
 1115
 1116
 1117
 1118
 1119
 1120
 1121
 1122
 1123
 1124
 1125
 1126
 1127
 1128
 1129
 1130
 1131
 1132
 1133
 1134
 1135
 1136
 1137
 1138
 1139
 1140
 1141
 1142
 1143
 1144
 1145
 1146
 1147
 1148
 1149
 1150
 1151
 1152
 1153
 1154
 1155
 1156
 1157
 1158
 1159
 1160
 1161
 1162
 1163
 1164
 1165
 1166
 1167
 1168
 1169
 1170
 1171
 1172
 1173
 1174
 1175
 1176
 1177
 1178
 1179
 1180
 1181
 1182
 1183
 1184
 1185
 1186
 1187
 1188
 1189
 1190
 1191
 1192
 1193
 1194
 1195
 1196
 1197
 1198
 1199
 1200
 1201
 1202
 1203
 1204
 1205
 1206
 1207
 1208
 1209
 1210
 1211
 1212
 1213
 1214
 1215
 1216
 1217
 1218
 1219
 1220
 1221
 1222
 1223
 1224
 1225
 1226
 1227
 1228
 1229
 1230
 1231
 1232
 1233
 1234
 1235
 1236
 1237
 1238
 1239
 1240
 1241
 1242
 1243
 1244
 1245
 1246
 1247
 1248
 1249
 1250
 1251
 1252
 1253
 1254
 1255
 1256
 1257
 1258
 1259
 1260
 1261
 1262
 1263
 1264
 1265
 1266
 1267
 1268
 1269
 1270
 1271
 1272
 1273
 1274
 1275
 1276
 1277
 1278
 1279
 1280
 1281
 1282
 1283
 1284
 1285
 1286
 1287
 1288
 1289
 1290
 1291
 1292
 1293
 1294
 1295
 1296
 1297
 1298
 1299
 1300
 1301
 1302
 1303
 1304
 1305
 1306
 1307
 1308
 1309
 1310
 1311
 1312
 1313
 1314
 1315
 1316
 1317
 1318
 1319
 1320
 1321
 1322
 1323
 1324
 1325
 1326
 1327
 1328
 1329
 1330
 1331
 1332
 1333
 1334
 1335
 1336
 1337
 1338
 1339
 1340
 1341
 1342
 1343
 1344
 1345
 1346
 1347
 1348
 1349
 1350
 1351
 1352
 1353
 1354
 1355
 1356
 1357
 1358
 1359
 1360
 1361
 1362
 1363
 1364
 1365
 1366
 1367
 1368
 1369
 1370
 1371
 1372
 1373
 1374
 1375
 1376
 1377
 1378
 1379
 1380
 1381
 1382
 1383
 1384
 1385
 1386
 1387
 1388
 1389
 1390
 1391
 1392
 1393
 1394
 1395
 1396
 1397
 1398
 1399
 1400
 1401
 1402
 1403
 1404
 1405
 1406
 1407
 1408
 1409
 1410
 1411
 1412
 1413
 1414
 1415
 1416
 1417
 1418
 1419
 1420
 1421
 1422
 1423
 1424
 1425
 1426
 1427
 1428
 1429
 1430
 1431
 1432
 1433
 1434
 1435
 1436
 1437
 1438
 1439
 1440
 1441
 1442
 1443
 1444
 1445
 1446
 1447
 1448
 1449
 1450
 1451
 1452
 1453
 1454

Sneep! so man gar
dünge und farr hin
mit dem Sinke unter
men dünglichen Schrei
ben dünglichen Schaffen
d, gegen die Denfheit